Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 44 — Marburg i. H., den 2. November — **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 3 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 3,40 Mk., Ausland 3,65 das Quartal; Einzelnummer 0,30 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 2,30 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille-Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Das Geheimnis des Bösen — Der Begriff der Religion nach Hermann Cohen — Der Zwiespalt in der Kirche und ein Versuch zu seiner Lösung — Deutsch-evangelisches Leben in Rumänien. Erste Hälfte — Luthers Glaube (Ricarda Huch) — Zur Kalenderreform — Ein Brief aus Bochum — Verschiedenes: Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt; Englische Staatsmänner (Sil-Vara); Vom Dogma zu Gott (Schulz); Idealismus oder Christentum (Dunkmann); Kleine Mitteilungen; Kriegsliteratur — Quittung — Anzeigen

Das Geheimnis des Bösen

Es reget sich schon bereits das Geheimnis der Bosheit.
2. Thess. 2, 7

Durch den Weltkrieg ist auch das Problem des Bösen neu aufgerollt worden. Die ins Maßlose, Uferlose gewachsene Entfaltung der bösen, dämonischen Mächte gibt der Lebensphilosophie neue Rätsel auf und zerreißt alte, bequeme Theorien und optimistische Weltanschauungen, die sich der Kulturmensch als kleidsame, nicht drückende und spannende, sondern gut sitzende Gewänder um sein selbstzufriedenes, saturiertes Ich geworfen hat. Schiffbruch hat gelitten der Glaube an die natürliche Güte des menschlichen Herzens; erschüttert und unterwühlt ist der Standpunkt, der das Böse als das noch nicht Gute oder als Schwachheit betrachtet. Ist es nicht eine hervorragend positive Größe? Und entfaltet es nicht eine solche Energie, daß die Grundfesten der Erde darüber wanken, daß die menschliche Gesellschaft und die Völkergemeinschaft in die Brüche zu gehen drohen?

Man kann der abgründigen Tiefe des Problems dadurch auszuweichen suchen, daß man die Ausbrüche und Offenbarungen der leib- und seelenzerstörenden Mächte im Organismus der Menschheit mit einem wüsten Fiebertraum vergleicht, in dem die Hemmungen des gesunden Menschenverstandes ausgeschaltet seien und Wahngedanken zutage treten, aus dem es aber wieder ein Erwachen gebe, nach dessen Eintreten sodann die Vernunft zurückkehre. Dieser Gedanke ist aber ebenso blendend wie oberflächlich. Gewiß kann man sich dem Eindrucke, ja der Ueberzeugung nicht entziehen, daß sich heute alle sittlichen Maßstäbe verschoben, alle Begriffe verzerrt haben unter dem Einflusse eines großen Wahns, und daß diese Psychose den Krieg nicht überdauern, sondern einer Selbstbesinnung Platz machen werde, die gewiß mit manchem tiefen Schamgefühl verbunden sein wird. Aber oberflächlich ist es ganz und gar, sich mit dieser Beschwichtigung um den Ernst der Frage gewissermaßen herumzudrücken. Wir können in dem Bilde vom Fiebertraum bleiben — das gewiß nicht falsch ist —, müssen aber dann fragen: Woher das Fieber? Fieber ist keine selbständige, wesenhafte Krankheit, sondern nur Symptom, Folgeerscheinung und Anzeige eines tieferen Uebels, des Giftstoffs, der in den Körper eingedrungen ist. Und hier liegt der Kern des Problems. Soviel Giftstoff, wie er jetzt in der aus tausend Wunden blutenden Menschheit zutage tritt, ist in ihrem Organismus eingenistet, durchpulst seine Adern, frißt an seinem Lebensmark! Das ist das „Geheimnis des Bösen“, durch den Krieg zu einem offenen Geheimnis geworden, aber längst vorher, ja von jeher, mehr oder weniger latent immer vorhanden. Dem Tieferblickenden, der Selbsterkenntnis und Lebenskenntnis besitzt, ist es ja nichts Neues, ihm ist der Krieg, worin sich dieses Geheimnis in unerhörter Gewalt „regt“, nur der große Offenbarer, der Exponent der Wirklichkeit. Er läßt in großen Ausmaßen schauen, was im Kleinbetrieb des täglichen Lebens, im Kampf des Fleisches wider den Geist, im Krieg der Egoismen untereinander, im Irrsal und Wahn der Gottvergessenheit, im ewig ungestillten Durst nach Scheingütern und dem unersetzbaren Verlust der wahren, höheren Lebenswerte die endlose Tragödie des menschlichen Daseins ausmacht.

Aber, was sollen wir denn tun? Wie sollen wir innerlich mit diesem Problem fertig werden und es bemeistern? Es sind mehrere Wege gangbar, ganz verschiedenartig und doch wieder sich mannigfach begegnend und kreuzend. Wir wollen sie kurz skizzieren und zusehn, wie weit wir auf jedem von ihnen kommen.

Man kann das Problem des Bösen denkend, man kann es fühlend und gewissensmäßig, man kann es endlich glaubend zu bewältigen suchen.

Der geradeste, kürzeste und auch der zunächst gegebene, geratenste Weg ist der des Gewissens: „Wie murren denn die Leute im Leben also? Ein jeglicher murre wider seine Sünde!“ Dieses Prophetenwort sagt uns in der Tat, was uns jetzt, inmitten der entfesselten bösen Gewalten, am meisten not tut. Viel richtiger als die Klage über die göttliche Weltregierung, und wichtiger als die Theodizee, die Rechtfertigung Gottes gegenüber dem moralischen Uebel in der Welt, das jetzt durch die Kanonen brüllt, die giftige Saat der Lüge und des Hasses auf das ganze Erdenrund ausstreut, ist das Murren, die Klage, die Empörung über uns, die Menschen, selber, wenn anders wir noch ein Gefühl für die Solidarität der Menschen untereinander behalten haben. Daß diese Entrüstung, dieser Abscheu über das abgrundtiefe Böse in der Welt, zumeist nur in der Verdammung der Andern, besonders der Feinde sich auslöst, das ist doch nur ein sehr oberflächlicher Standpunkt. Wer tiefer hineinblickt in die Welt, in das Leben, in sich selber, der muß aus dem schonungslosen Gericht, das über unsre Kulturmenschheit hereingebrochen ist, doch nur den einen Ruf heraushören: Ein jeglicher murre wider seine Sünde. „Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Hecken!“ Der Krieg ist der große Offenbarer, der scharfe Bußprediger.

Wir wollen diese Gewissensstimme ja nicht überhören. Aber wir können nicht anders, wir müssen das Problem des Bösen auch denkend durcharbeiten. Die Vernunft, die Gott uns gab, zwingt uns dazu. Aber die Bahn, die sie geht, führt uns gar bald an eine Grenze, an die Schranke unsrer Erkenntnis. Entweder übt man, an diesem Grenzpfahl angekommen, Selbstbescheidung, oder man überschreitet die Schranke und begibt sich auf das Feld der Spekulation. In jenem Falle nimmt man die Wirklichkeit als gegeben an und stellt einfach die Tatsache fest — den Schmerz darüber überläßt man dem Gemüt und dem Aufschrei des Herzens gibt man weiter kein Gehör —, daß „mit dem Guten immer zugleich sein Gegenwurf, das Böse erscheint“, daß Gutes nur im Gegensatz gegen das Böse auftritt, anders nicht. Es ist töricht, etwas Anderes zu wünschen, müßig, ein anderes System des Lebens sich auszusinnen oder als Möglichkeit in den leeren Raum hinein zu projizieren. Liebe — Haß, Wahr — Falsch, Rechts — Links, Gut — Böse: diese Polarität geht durch die ganze Welt des geistigen Lebens und bringt die Bewegung in sie hinein: „der Streit ist der Vater aller Dinge“ hat der alte Heraklit gesagt. Daran ist nun einmal nichts zu ändern.

Wenn aber das der Weisheit letzter Schluß ist, die das Denken, die reine Vernunft zu wege bringt, ist es kein Wunder, daß die Spekulation den Fuß kühn jenseits dieser Grenzschwelle einsetzt und nach dem verborgenen Grund und Sinn dieses Tragödienspiels fragt. Steht etwa Gott, der Allmächtige, jenseits von Gut und Böse? Bedarf das Gute naturnotwendig zu seiner Entwicklung des Bösen? Ist das Böse vielleicht eine kosmische Potenz, was ein tieferer und gründlicherer Gedanke zu sein scheint, als wenn man es lediglich in die Brust des Menschen verweist? Soviel Probleme, soviel ungelöste Fragezeichen. Sie sind nicht unnütz, nicht unfruchtbar, diese spekulativen Fragestellungen; aber der Charakter der Grenzüberschreitungen und darum der tastenden Unsicherheit haftet ihnen allen an.

Darum ist der einzig vollgenügende, zum Ziel des inneren Gleichgewichts und der Ruhe führende Weg der des Glaubens, in dem Gemüt und Verstand, Gewissen und Vernunft ihre höhere Einheit finden. Dieser Glaube ist ein großes stilles Vertrauen, das nicht durch Beweise, sondern nur durch Erleben, durch innere Offenbarung zu gewinnen ist. Das Herz schreit empor aus der Tiefe und eine hohe, höchste Instanz gibt die Antwort — eine höchste Instanz, die nicht jenseits von, sondern über Gut und Böse steht und verfügt, die sich dem Gemüte erschließt und ihm sagt: Glaube, vertraue, das Gute siegt und hat gesiegt! Wer diese Nöte, diesen inneren Kampf nicht kennt, der geht als Oberflächenmensch über diese Erde, wer ihn aber kennt und diese Stimme noch nicht vernommen hat, der geht dahin in stiller Verzweiflung, durch die labyrinthischen Gänge dieser Welt. Wem aber dieses Licht aufgegangen, an wen diese Stimme erschollen ist — und in Jesus strahlt dieses Licht, in seinem Evangelium spricht diese Stimme hell und klar zu jedem, der sie hören will — er kennt das Geheimnis des Guten, genauer der Güte und Liebe, die das Geheimnis des Bösen überwindet und — auflöst. Er freut sich inmitten des Aufruhrs der bösen Gewalten des lichten Ausblicks auf den gewissen Sieg Gottes und seines guten, gnädigen Willens über alle widerstrebenden Mächte, von dem Conrad Ferdinand Meyer so schön wie wahr singt:

Als der Herr mit mächt'ger Schwinge
Durch die neue Schöpfung fuhr,
Folgten in gedrängtem Ringe
Geister seiner Flammenspur.

Seine schönsten Engel wallten
Ihm zu Häupten selig leis,
Riesenhafte Nachtgestalten
Schlossen unterhalb den Kreis.

„Eh' ich euern Reigen löse"
Sprach der Allgewalt'ge nun,
„Schwöret, Gute, schwöret, Böse,
Meinen Willen nur zu tun!"

Freudig jubelten die Lichten:
„Dir zu dienen, sind wir da!"
Die zerstören, die vernichten,
Die Dämonen, knirschten: „Ja".

J. H.

Der Begriff der Religion nach Hermann Cohen

Die Zusammenfassung der in einer langen Lebensarbeit gewonnenen Gedanken hat den Philosophen Hermann Cohen nicht gehindert, grade an der Stelle einen neuen Weg einzuschlagen, wo die deutsche Philosophie ihre höchste Aufgabe zu sehen pflegt. Sein Buch „Der Begriff der Religion im System der Philosophie"[1]) zeigt uns einen Philosophen, den sein System nicht einengt, und einen Menschen, dem seine Religion über alles teuer ist. Er ist sich dessen bewußt, das Werk der beiden großen Begründer einer Philosophie, die als Wissenschaft wird auftreten können, Platon und Kant, genauer erfaßt zu haben und treuer fortzusetzen, als es vor ihm geschehen ist. Aus dem Geleise dieser Arbeit läßt er sich durch nichts herausdrängen, auch nicht durch die Religion. Denn für die wirkliche Religion bleibt das logische Recht der wissenschaftlichen Erkenntnis unantastbar.

Was ist nun aber wirkliche Religion?

Bisher hatte Cohen den Kantischen Gedanken festgehalten, daß Religion in Wahrheit nichts anderes als ein Ausdruck sittlichen Ernstes sein könne. Jetzt dagegen sieht er in der Religion zwar auch eine Betätigung des sittlichen Willens, aber zugleich sagt er sich, es müßte in ihr doch etwas Eigenartiges sein, dessen der sittliche Wille des Menschen zu seiner Ergänzung bedarf. Er hält nun nicht bloß Religion ohne Sittlichkeit für unwahr, sondern auch Sittlichkeit ohne Religion für unfähig, die Not zu überwinden, die aus der sittlichen Arbeit selbst erwächst und sie zersetzt. Sittliche Erkenntnis stellt uns vor die Tatsache, daß wir ein Leben in Wahrheit nur in einer bestimmten Willensrichtung finden können. Wir müssen in der Gemeinsamkeit mit Andern stehen wollen, so daß schließlich die Menschheit unser Ziel wird. Aber der Mensch, der sich auf diesen Weg der Selbstverleugnung gewiesen sieht, ist ein Individuum, das nur dadurch da ist, daß es sich selbst behauptet. Wir lebten in einer jämmerlichen Selbsttäuschung, wenn wir verkennen wollten, was sich aus diesem Gegensatz zwischen dem uns gewiesenen Weg zum Leben und dem eigenen Leben, dessen wir uns bewußt sind, ergibt. Das ist die Not der Sünde, mit der wir vergeblich ringen. Aber die Erlösung aus dieser Not ist die Religion. Wie sie das sein kann, muß aus dem verständlich werden, was sie von Sittlichkeit unterscheidet.

Ein Mensch, der wirklich seine Sünde erkennt, macht sich selbst für sie verantwortlich. Deshalb haben wir gerade in der Sündenerkenntnis das unerschütterliche Bewußtsein des eigenen Lebens. Ebenso macht uns aber dieses Bewußtsein des Selbst unsere Sünde um so deutlicher, je fester es gegenüber den dunkeln Mächten sich behauptet, die sein Licht auszulöschen drohen. Mit dem Maß der individuellen Lebendigkeit wächst das Schuldbewußtsein. Der sittliche Wille also, der dem Selbst seine Wahrheit gibt, verschärft auch den Druck der Schuld. Eine Erlösung aber findet der Mensch, der sich anklagt, daß er selbst sein Leben verdorben hat, nur darin, daß Gott ihm die Sünden vergibt.

In diesen Grundgedanken der jüdischen Frömmigkeit hören wir die Stimmen der Propheten und der Psalmen. Darin besteht also kein Unterschied zwischen treuen Juden und einer christlichen Gemeinde, die von ihrem eigenen Fundament nicht gewichen ist. Ebensowenig kann ich aber einen Gegensatz da entdecken, wo Cohen ihn vor allem zu sehen meint. An dem Gedanken der Erlösung von der Sünde hebt er mit Recht die Paradoxie hervor, daß Gott allein der Erlöser sein soll, daß aber nur ein solcher Mensch erlöst wird, der sich selbst in unablässiger Arbeit von der Sünde lösen will. Cohen meint nun, das werde von uns verkannnt. Das sollte doch aber wohl nicht möglich sein. Denn nach dem Neuen Testament kommt allerdings der Mensch dadurch aus dem Sündenelend heraus, daß er wiedergeboren oder durch Gottes Gnade in eine neue Existenz versetzt wird. Zugleich aber werden dieselben Menschen, die das von sich sagen können, aufgefordert, sich umzuwandeln durch Erneuerung ihrer Denkweise, oder in der Tiefe ihres Lebens. Eine christliche Theologie, die dieses Paradoxon übersehen wollte, wäre vom Neuen Testament abgefallen. Ihr Erlösungsglaube würde auch in Luthers Augen Aberglaube sein. Denn so sieht er einen Glauben an, der sich nicht als sittliche Anstrengung erweist.

Der Unterschied zwischen jüdischer und christlicher Frömmigkeit, den ich ebensowenig verschleiert sehen möchte wie Cohen, muß also von der gemeinsamen Grundlage aus in anderer Weise bestimmt werden.

Aber auch damit ist er nicht berührt, daß Cohen die Vorstellung abweist, der heilige Gott hätte durch ein aus der Menschheit ihm dargebrachtes Opfer versöhnt oder zur Vergebung bewogen werden müssen. Auch nach unserer Meinung ist sein Urteil richtig, ein solcher Gott sei nicht der Gott des biblischen Glaubens, sondern des Polytheismus. Nach neutestamentlicher Anschauung will Gott nicht versöhnt werden, denn ihm ist nichts lieber als die Rückkehr des Sünders zu ihm. Dagegen hat der Mensch in seiner Sündenangst es nötig, daß er mit dem Gott ausgesöhnt wird, den sein Gewissen ihm als die in dem Wirklichen waltende Macht des guten Willens bezeugt. An ihn ergeht daher nach der wirklich christlichen Auffassung der Ruf: Laß dich versöhnen mit Gott! Wir können Cohen nur bitten, unter frommen Juden der Meinung entgegenzutreten, als ob in der christlichen Gemeinde die heidnische Vorstellung einer Um-

1) Gießen, Alfred Töpelmann 1915. 164 S. 5, gebunden 6 Mk.

stimmung Gottes durch ein Opfer berechtigt wäre. Wir wollen zum Dank dafür in unsern Kreisen noch eifriger auf die Tatsache hinweisen, daß in dem frommen Judentum unserer Umgebung die Denkweise der Propheten und der Psalmen nicht erloschen ist.

Ich kann nicht allen Formeln zustimmen, in denen Cohen das Verhältnis des Gottes „der Gnade und der Erlösung" zu der Arbeit der eigenen Lösung von der Sünde, die dem Menschen nicht abgenommen werden dürfe, auszusprechen sucht. Tief durchdacht ist das alles und deshalb anregend. Aber ich muß es mir versagen, mich damit auseinanderzusetzen. Denn hier handelt es sich um das Wichtigere, deutlich zu machen, worin sich seine Auffassung der Religion von derjenigen scheidet, die ich in der heiligen Schrift und bei den Reformatoren zu finden meine, und die ich selbst vertreten kann. Wo liegt der Unterschied?

Er tritt hervor, wenn gefragt wird, wie denn der sündige Mensch dessen inne werde, daß er als Individuum durch den Gott gerettet wird, der grade ihm seine Sünden vergibt. Es ist uns schwer verständlich, wie Cohen an dieser Frage vorbeigeht. Er sagt zwar, wenn Gott gedacht werden solle, müsse er als Herr der Natur gedacht werden. Aber wichtiger ist doch wohl, ob wir überhaupt ein Recht haben, Gott zu denken, ein Wesen, das uns aus der Unwahrheit des Scheinlebens rettet.

Cohen weist mit Recht den Vorwurf ab, daß das fromme Judentum in dem Gedanken der Vergeltung gipfelt und nicht in dem Gedanken der rettenden Güte Gottes. Die Thora bedeute, sagt er, für sie nicht bloß Gesetz, sondern Lehre, nämlich die Lehre von der Einzigkeit des den Menschen rettenden Gottes. Daß nun dieser Gedanke durch Israel der Menschheit vermittelt ist, erkennen wir dankbar an. Aber die in dem Judentum seit langer Zeit herrschende und auch von Cohen vertretene Vorstellung von der Art, wie diese „Offenbarung" an Israel gekommen sei und dann an die übrige Menschheit, lehnen wir ab. Diese Differenz zwischen uns und dem Judentum ist nun nichts Geringes. Denn der wesentliche Gehalt der religiösen Gedanken des alten Israel wird entkräftet, wenn man so über „Offenbarung" denkt, wie es für Griechen und Römer natürlich war, dann in dem Spätjudentum und in der Theologie der alten Kirche weiterwuchs und nun schließlich von einem Philosophen, dessen mit ungewöhnlicher Kraft ergriffene Lebensaufgabe die Frage der Kritik ist, als etwas Selbstverständliches behandelt wird, wie von einem Scholastiker. Daß der sittliche Wille den Gottesgedanken der Religion erzeugt, kann und will er nicht mehr mit Kant sagen. Er sieht den Unterschied zwischen diesem Gott der Ethik und dem Gott der Religion. Wenn wir aber nach diesem Gott fragen, verweist er uns auf die Offenbarung, die vor Zeiten einem Andern gegeben sei. Damit läßt sich aber der Mensch nicht abfinden, der durch seine Sündenerkenntnis ganz auf sich selbst gestellt ist.

Vor Kurzem hat ein alttestamentlicher Forscher Graf Wolf Baudissin in sorgfältiger Untersuchung klargelegt, wie streng begrenzt die Gotteserkenntnis ist, deren sich das alte Israel bewußt wird. Diese Frömmigkeit ist erfüllt von der Freude daran, daß sie das rettende Wirken Gottes erkennt, aber ebenso von der demütigen Beugung vor dem Geheimnis, das hinter diesem Wirken ruht.

Cohen erkennt das rückhaltlos an. Das religiöse Denken hört auf, wo man etwas Anderes sucht als den einfachen Ausdruck der Erfahrung von dem Wirken Gottes, das die Seele rettet. Es war dann doch wohl ein Wiederaufleuchten der fundamentalen altisraelitischen Erkenntnis, als die Reformation erklärte: Hoc est Christum cognoscere, beneficia ejus cognoscere.[1]) Wir halten uns auf dieser Spur. Ich fürchte aber, daß Cohen sie verliert und dem alexandrinischen Spätjudentum folgt, dessen Unkraut wir in der christlichen Theologie auszurotten suchen.

Folgen wir der altisraelitischen rein religiösen Erkenntnis, so können wir die Offenbarung Gottes an uns selbst nicht in irgend einer Lehre suchen, die uns Begriffe überliefert, sondern in Erfahrungen eines Wirkens, auf die wir selbst uns besinnen können, weil sie dem nur uns anschaulichen Bereich unseres eigenen Lebens angehören. Kennen wir keine Erfahrung einer auf uns selbst wirkenden Macht, die unsere eigene Seele rettet, so haben wir bei aller Gelehrsamkeit in vergleichender Religionsgeschichte keine Ahnung von wirklicher Religion. Auf die Frage aber, wie wir das die Seele rettende Wirken oder das Wirken Gottes von andern Erfahrungen unterscheiden sollen, ist die Antwort nicht schwer. Das Unvergleichliche, Einzige berührt uns, wenn etwas auf uns wirkt, dem wir mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und schließlich mit unserem ganzen Denken tatsächlich uns angehörig wissen.

Die Frage danach aufzuwerfen ist eine Forderung der Wahrhaftigkeit für den Menschen, der sich beständig in der Vorstellung eines eigenen Lebens bewegt, aber ein solches Leben in Wahrheit nur in der Erinnerung an ein solches Erlebnis haben kann, das ihm die „absolute Befriedigung" oder die Seligkeit der Religion gewährt. Durch diese Forderung der Wahrhaftigkeit hängt die Religion mit der Ethik und der Logik zusammen. Darin ist sie Rationalismus. Sie ist vernünftig, denn es ist offenbar unvernünftig, der Behauptung eines eigenen Lebens sich zu überlassen, aber die kritische Frage nicht zu stellen, was dazu ein Recht gebe und uns über ein Leben im Schein erhebe. Aber die Gotteserkenntnis, die uns diese Befreiung verschaffen soll, stammt nicht aus der Logik und Ethik. Sie ist keine Schöpfung des Denkens, die sich als rein vor der kritischen Frage der Vernunft ausweisen könnte oder müßte. Sie ist nicht allgemeingiltige oder beweisbare Erkenntnis, sondern der wehrlose Ausdruck des individuellen Erlebens.

In diese Wehrlosigkeit der religiösen Erkenntnis sich zu finden, wurde den Scholastikern von jeher zu schwer. Sie muß allen unerträglich bleiben, die den Weg zu der Befreiung des individuellen Lebens noch nicht gefunden haben, welche in Luther ihren Anfang nahm. Unser Luther hat zuerst in dem Bewußtsein der Wehrlosigkeit der religiösen Erkenntnis die Quelle ihrer befreienden Kraft und ihrer Selbständigkeit neben Wissenschaft und Moral entdeckt. Sie wehrt sich nicht, weil sie ihren Gegnern sagen muß: sie wissen nicht, was sie tun. Sie bleibt aber getrost, weil sie selbst sich nicht etwa als absurd empfindet, sondern als das zu seiner Wahrheit befreite individuelle Leben. Ihr Grund ist niemals eine in Begriffen faßbare allgemeingiltige Erkenntnis, sondern die Anschauung eines Erlebens, das kein Anderer kennt als der Fromme selbst.

Was uns also von der jüdischen Theologie scheidet, in deren mittelaltrigem Horizont auch leider Cohen verbleiben zu wollen scheint, ist nicht eigentlich die leidenschaftliche Behauptung, daß die Person Jesu etwas ganz Unfaßbares sei. Diese Behauptung, der wir auch bei einem Teil unserer „Positiven" wie z. B. bei Grützmacher begegnen, finden wir wenigstens sehr verständlich. Denn wir wissen auch, wie wunderbar es ist, wenn einem Menschen die Augen für die Wirklichkeit Jesu in der Geschichte aufgehen. Aber unverständlich ist uns, wie Menschen, die die Religion als die Befreiung des individuellen Lebens verstanden haben und deshalb ihren Grund nicht mehr in allgemeingiltiger Erkenntnis finden können, es fertig bringen, sich dann vor der Behauptung zu beugen, daß Andere die Offenbarung Gottes empfangen haben, an die nun ihr Glaube sich halten möchte. Ich gebe aber die Hoffnung nicht auf, daß wenigstens ein so unverzagter Denker wie Cohen über diese Schranke hinwegkomme. Jeder wird das wünschen müssen, der ihm für die tiefdringenden Ueberlegungen dieses Buches dankt.

Wilhelm Herrmann

Der Zwiespalt in der Kirche und ein Versuch zu seiner Lösung

Vgl. Nr. 40

Die folgenden Zeilen möchten kein Beitrag sein zu der grundsätzlichen Behandlung der schweren Frage, sondern im Anschluß an E. Foersters herzbewegende Worte auf eine Tatsache hinweisen. Nämlich darauf, daß in der Schweiz weithin der Zoellnersche Vorschlag, wenn man eben nur auf die Haupt-

1) Christus erkennen, das heißt: seine Wohltaten erkennen. (Melanchthon) D H

sache sieht, verwirklicht ist. Zum Teil nur eben tatsächlich, ohne zusammenfassende gesetzliche und ins Einzelne durchgearbeitete Grundlage; zum Teil mit einer solchen, wohl am sorgsamsten in Basel. Darüber hat der vielen zu früh entrissene Paul Mezger in seiner Rektoratsrede „Eigenart und innere Lebensbedingungen einer protestantischen Volkskirche" (Basel 1909) eingehend gehandelt. Nachdem er selbst wie der hochverdiente Urheber des Gesetzes, der gleichfalls vielen unvergeßliche Dr. Burckhardt, nicht mehr der streitenden Kirche angehört, darf auf ihre Ausführungen doppelt nachdrücklich hingewiesen werden. Gewiß wäre es oberflächlich, schweizerische Verhältnisse unsern deutschen äußerlich anzugleichen. Aber nicht Wenige, die einst längere Zeit in der Schweiz gelebt, haben schon damals oft empfunden, es könnte in unsrer Frage manches, was dort unter schweren Kämpfen zu Stande gekommen, auch uns Deutschen wertvolle Fingerzeige geben. Denn gerade eine Reihe der Bedenken, die E. Foerster gewiß mit vollem Recht geltend macht, haben sich in der ausgleichenden Wirklichkeit des Lebens nicht so verhängnisvoll gezeigt, als es uns von der Ferne leicht erscheint. Zunächst ganz im allgemeinen darf man sagen: die verschiedenen Richtungen sind weit bereiter, von einander zu lernen, wenn erst ihr Daseinsrecht in der sie umfassenden Volkskirche anerkannt ist. Das bezeugte einem in die deutsche Heimat Zurückkehrenden bei seinem Abschied der letzte Antistes von Zürich, Finsler, zum Teil fast mit denselben Worten wie der Führer der St. Annagemeinde, Fröhlich, oder der zur Reform sich haltende Furrer. Ein edler Wettstreit tritt weithin an die Stelle des Streits; und zwar, wie Foerster mit so großem Recht hervorhebt, besonders auch dadurch, daß es sich dann ganz von selbst nicht allein um die dogmatischen Unterschiede handelt. Sodann ist die Gewissensfrage: In was für einer Gemeinde soll und will ich dienen? wesentlich erleichtert. Es gibt Schweizerische Kandidaten, die, persönlich der Rechten zugehörig, durch das Vertrauen einer liberalen Gemeinde gewählt werden, und umgekehrt — eben weil der Verdacht der Unehrlichkeit durch die grundsätzliche gegenseitige Anerkennung wegfällt. Ja der Fall ist gar nicht selten, daß ein Wechsel in den Gemeinden eintritt, der ihnen zum Gewinn wird, herüber und hinüber. (Wie viel Allzumenschliches auch dabei mitunterläuft, versteht sich von selbst.) Endlich die Frage der Gemeindeglieder: Wohin soll ich mich halten? ist durch die größere Freiheit der Parochialzugehörigkeit erleichtert. Was Foerster in dieser Hinsicht wünscht, ist aber z. B. in Württemberg weithin verwirklicht, ohne daß der berechtigte Gedanke der zusammenhaltenden Gemeinde dadurch geschädigt würde.

Theodor Häring

Deutsch-evangelisches Leben in Rumänien

1

Durch den Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg ist die in den letzten Jahrzehnten mächtig aufgeblühte deutsche Kolonie in Rumänien auf das schwerste betroffen worden. Mit einem Male ist fast das gesamte Erwerbsleben der Deutschen in Rumänien unterbunden worden, alle gemeinsame Betätigung in Vereinen, Wohltätigkeitsanstalten und sonstigen kulturellen Institutionen wurde durch das schroffe Vorgehen der Machthaber in Bukarest unmöglich gemacht, die deutschen Zeitungen wurden eingestellt, die Kirchen wurden gesperrt und die Schulanstalten für Spitalzwecke mit Beschlag belegt. Die Geistlichen und die Lehrer, die im Land weilten, wurden teils verhaftet, teils in die Konzentrationslager verschleppt. So wurde z. B. der Pfarrer der evangelischen Gemeinde zu Bukarest direkt aus der Kirche, wo er eben eine Trauung vollziehen wollte, zur Polizeipräfektur geführt und dann mit vielen anderen der „Spionage" verdächtigten Personen zusammen ins Militärgefängnis zu Domnesti, einem südlich von Bukarest befindlichen Festungsfort, geworfen. Auch der ungarisch-reformierte Geistliche und sechs katholische Pfarrer befanden sich dort. Erst am neunten Tage konnte der evangelische Pfarrer durch Vermittlung des holländischen Gesandten befreit werden. Die übrigen Amtsgenossen weilen wohl noch heute im Gefängnis oder in den Konzentrationslagern. — Keine Bitten und Vorstellungen, daß man die Gemeinden gerade in diesen schweren Tagen nicht allein lassen könne, daß so viele seiner Glaubensgenossen eben jetzt doppelt auf die Unterstützung aus dem bestehenden Fonds angewiesen seien und daß wenigstens für die erste Zeit, bis zur Regelung der wichtigsten Angelegenheiten, die Geistlichen in Freiheit gelassen werden müßten, halfen etwas. Mit größter Rücksichtslosigkeit wurden die von der Regierung schon seit Monaten vorbereiteten Maßregeln gegen die Fremden durchgeführt. Und auch die Königin Maria, die ja selbst evangelisch ist und noch bei ihrer Thronbesteigung auf ein Glückwunschtelegramm der Bukarester evangelischen Gemeinde geantwortet hatte, sie werde der Gemeinde auch künftig treu bleiben und mit ihr beten, hat ihren Einfluß nicht zu Gunsten der Gemeinden geltend gemacht. Sie wolle es vielleicht nach einem Monat tun, bis dahin solle man sich in Bukarest an den englischen Pfarrer halten, das war alles, was sie zu sagen hatte. Und wenn sie dann auch später angeordnet zu haben scheint, daß den in Domnesti internierten Geistlichen eine bessere Behandlung zu Teil werden möge, — man war in Bukarest doch schwer enttäuscht über das Verhalten der Königin.

Wohl besteht Hoffnung, daß es dem Eingreifen des Auswärtigen Amtes in Berlin gelingen wird, die Befreiung der Geistlichen durchzusetzen. Aber das kirchliche Leben, das gerade seit Ausbruch des Weltkrieges im Sommer 1914 einen so schönen Aufschwung genommen hatte, ist mit einem Schlage vernichtet und das gesamte deutsche Schulwesen in Rumänien völlig lahm gelegt worden.

Auch in früheren Zeiten haben die deutsch-evangelischen Gemeinden in Rumänien, insbesondere die Gemeinde zu Bukarest, durch Kriegsnöte Schweres und Schwerstes zu erdulden gehabt. Die Türkenkriege von 1769 und 1788, ebenso die Unruhen von 1801 usw. haben die Evangelischen des Landes fast völlig zerstreut; 1788 war sogar das evangelische Kirchlein zu Bukarest in einen türkischen Pferdestall umgewandelt worden. Gar nicht zu sprechen von all den andern Leiden, die durch Seuchen, Hungersnöte und Erdbeben über die Glaubensgenossen gebracht wurden. Aber die Gemeinden waren damals klein und ihre Schulen gänzlich unentwickelt, so kann auch der Schaden, der durch jene Ereignisse angerichtet wurde, bei weitem nicht in Vergleich gezogen werden mit den Verlusten, die die letzten Vorgänge in Rumänien mit sich gebracht haben.

Jedenfalls ist es verständlich, wenn sich gegenwärtig die Teilnahme weitester Kreise den schwer betroffenen Auslandsgemeinden in Rumänien zuwendet. Unter diesem Gesichtspunkte dürfte es angebracht erscheinen, hier wenigstens in einigen groben Umrissen die Entwicklung und den gegenwärtigen Bestand der deutsch-evangelischen Gemeinden in Rumänien zu schildern.

2

Schon im Anfang des 13. Jahrhunderts bestanden in der Moldau und in der Walachei ausgebreitete deutsche Kolonien. So war das von den deutschen Rittern vom Burzenlande aus begründete Campulung, das noch auf der Karte des siebenbürgischen Reformators Johannes Honterus unter dem ursprünglichen deutschen Namen „Langenowe" verzeichnet ist, eine rein deutsche Stadt; so deutet schon der Name des moldauischen Distriktes Neamtu (d. h. „der Deutsche") mit seinen zahlreichen Orts- und Flußbenennungen deutschen Ursprunges auf den großen Einfluß hin, den einst die von den deutschen Rittern hierher verpflanzten siebenbürgisch-sächsischen Siedler hier ausgeübt haben. Unter den Unbilden der Zeit sind diese Niederlassungen aber bald wieder verschwunden. Insbesondere haben die Mongoleneinfälle namenloses Elend über das Land und seine Bevölkerung gebracht. Die spärlichen Ueberreste der deutschen Einwohner, die nicht dem Schwerte der Barbaren zum Opfer gefallen waren, verließen das verwüstete Gebiet und kehrten wieder in die von der Natur besser geschützte siebenbürgische Heimat zurück. — Aber völlig ist das Deutschtum in Rumänien doch nicht ausgestorben. Nicht nur die lebhaften Handelsbeziehungen mit den benachbarten Städten Lemberg, Bistritz, Kronstadt und Hermannstadt brachten immer neuen Zufluß an einzelnen Einwanderern, es bildeten sich auch neue Niederlassungen, die zeitweilig einen hohen Blütestand erreicht zu haben scheinen. So z. B. in den Städten Targoviste,

Rimnic-Valcea und Campulung in der Walachei und in den moldauischen Orten Cotnari, Baja, Neamtu u. a. Es läßt sich noch nachweisen, daß hier im 16. Jahrhundert auch die reformatorische Bewegung Eingang gefunden hatte; die Geistlichen und ihre Gemeindemitglieder traten zur lutherischen „Ketzerei“ über, und wie überall, wo der neue Geist Eingang gefunden hatte, wurden auch hier eigene Schulen begründet. Zweifellos war der Anstoß zu dieser Bewegung von Siebenbürgen aus gegeben worden, wie denn die Kronstädter Sachsen redlich bemüht waren, das Licht des Evangeliums auch der orthodoxen Kirche Rumäniens zu vermitteln. Die oben genannten Gemeinden bezogen auch ihre Pfarrer und Lehrer durchweg aus Siebenbürgen. Doch diese Gründungen hatten keinen dauernden Bestand. An der Hand alter Zählungen können wir es noch verfolgen, wie die Zahl der evangelischen Deutschen mehr und mehr abnimmt. Bald ist das kleine Häuflein nicht mehr in der Lage, die zum Unterhalt der Pfarrer und Lehrer nötigen Mittel aufzubringen, das kirchliche Leben erlischt und die Kolonien sinken zur völligen Bedeutungslosigkeit herab.

Erst seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts nehmen die deutschen Einwanderungen wieder einen größeren Umfang an, so daß es zu neuen Gemeinde- und Schulgründungen kommen kann. Zunächst in **Bukarest**, das um 1700 sich als Gemeinde organisierte. Es folgt in geraumem Abstande Jassy 1801, dann Craiova 1835, Galatz 1840, Atmagea in der Dobrogea 1848, Pitesti 1855, Turnu Severin 1861, Braila 1865, Rimnic-Valcea 1881, Constantza 1883, Campina 1907 und Ploesti 1909. All diese Gemeinden, zu denen noch Sofia und Rustschuk in Bulgarien hinzugetreten sind, haben sich 1907 zum **Synodalverband der deutschen evangelischen Gemeinden an der unteren Donau** zusammengeschlossen. Das erste größere Werk des Synodalverbandes war die mit Hülfe des evangelischen Oberkirchenrats in Berlin durchgeführte Anstellung eines Reisepredigers für Rumänien und Ostbulgarien. Er hat seinen Sitz in Buzeu und versorgt von hier aus die zahlreichen kleinen Kolonien seines Bezirks. Der Arbeit des Reisepredigers ist es gelungen, in Focsani, Roman und Piatra Neamtu kleinere Gemeinden zu gründen, die freilich noch keine eigenen Pfarrämter errichten konnten. Außerdem besitzen die meisten der oben genannten Gemeinden noch besondere Filialgemeinden.

Der Seelenzahl nach ergibt sich folgendes Bild: Atmagea 400 Seelen, außerdem in 5 Filialen 1724 Seelen; Braila 510 (in der Filiale Jacobsontal 140), Bukarest 8000, Campina 300 (in den 7 Filialen etwa 250), Constantza 200 (in den 8 Filialen 1530), Craiova 800 (in den 2 Filialen 103), Galatz 400 (in der Filiale Sulina 22), Jassy 300 (in der Filiale Fontanele 50), Pitesti 170 (in der Filiale Curtea de Argesch 50), Ploesti 400, Rimnic-Valcea 200 (in der Filiale 20), Sofia 315, Turnu-Severin 120 (in der Filiale Tirgu-Jiu 60), endlich im Reisepredigerbezirk 1220 Seelen. — Sofia mit etwa 700 Seelen und Rustschuk mit etwa 200 Seelen erleben gerade in der Gegenwart schöne und große Zeiten. Das Schulwesen der bulgarischen Hauptstadt insbesondere hat seit dem Bündnis Bulgariens mit den Zentralmächten einen bedeutenden Aufschwung genommen, es zählt gegenwärtig etwa 400 Schüler, darunter zahlreiche Bulgaren.

All diese Gemeinden mit Ausnahme des autonomen Bukarest unterstehen dem Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin. Was sie in kirchlicher Hinsicht leisten, fällt gerade unter den besonderen Verhältnissen des Auslandes, wo ja die Gemeinden gleichzeitig das wichtigste nationale Band der Glaubens- und Volksgenossen bilden, überaus schwer ins Gewicht. Bukarest insbesondere nimmt auch hinsichtlich seiner humanitären Tätigkeit einen hervorragenden Platz ein. Die Gemeinde unterhält ein eigenes Waisenhaus, eine wohlorganisierte Armenpflege, der neben ihrer unmittelbaren Unterstützungsarbeit auch die Erhaltung und Leitung der Schulküche zugewiesen ist; sie besitzt mehrere Asyle und war unmittelbar vor dem Kriege im Begriff, ein großes Armenheim zu erbauen, für welchen Zweck sie gegenwärtig 230 000 Lei verfügbar hält. Auch für die Abhaltung von Bibelstunden ist hier gesorgt; ebenso bestehen Jünglings- und Jungfrauenvereine; endlich sei die rege Tätigkeit für äußere Mission und Gustav-Adolf-Verein erwähnt.

(Schluß folgt) Rudolf Honigsberger

Luthers Glaube von Ricarda Huch

Luthers Glaube. Briefe an einen Freund von Ricarda Huch. Leipzig, Inselverlag 1916. 271 S. 4. gebunden 6 Mk.

Das unter obigem Titel im Insel-Verlag zu Leipzig im vergangenen Sommer erschienene Buch bietet für den Leserkreis der Christlichen Welt eine Fülle des Anregenden und Beherzigenswerten. Die tiefe Ricarda Huch, deren meines Erachtens bedeutendste Werke, die Gedichte und Dramen, leider weniger bekannt sind als ihre historischen Schriften und Romane, ist durch den großen Krieg, wie wir alle, im Innersten bewegt worden. „Mir scheint, es wäre nicht so durchaus zu beklagen, wenn der Krieg zu einer Verarmung Europas führte“, sagt sie S. 240, und S. 146: „Der Krieg ist wohl als eine große Berufung anzusehen; ich zweifle, ob sie jetzt schon laut genug ist, daß die der göttlichen Stimmen ungewohnten Ohren sie vernehmen können.“ Ihre Liebe zum deutschen Volke und zu Luther, mehr noch fast als ihre Genialität, hebt ihre Ausführungen auf eine Höhe, welche in der Tat die Meinung derer rechtfertigt, die unsre Gegenwart als eine große Zeit ansprechen. Denn notwendig müssen sich zur Massengröße unserer Feldgrauen auch auf dem Gebiete der Güter und Gaben des Friedens große Einzelne gesellen, wenn Bleibendes erreicht werden soll.

Das große Talent Ricarda Huchs zeigt sich schon in der Form der Darstellung. Die 24 Briefe sind an einen geliebten Freund gerichtet, der sich verbirgt (S. 13) und den sie zum Handeln bekehren möchte, weshalb sie den letzten Brief in die Worte ausklingen läßt: „Nun rede du, nein, vielmehr nun handle du!“ Durch diese Kunstform entsteht ein Helldunkel mit reizvollen Farbenwirkungen, kraft deren es ihr gelingt, den großen „Mann Gottes und deutschen Propheten“ (so nennt ihn das Titelblatt der vom Göttinger Pastor Theodosius Fabricius aus seinen Werken zusammengestellten Loci communes, Magdeburg 1594) noch besser zu schildern, als sonst ihre Helden, und seine Saat für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Die „Ehrfurcht vor seiner Größe und Güte“ (S. 259) ist ein großer Vorzug ihres Werkes; als hochbegabter Frau ist es ihr gegeben, uns schneller und überzeugender in Luthers Geisteswerkstatt einzuführen, als ein Mann es vermöchte.

Gleich am Eingange (S. 5) erhebt sie gegen F. Th. Vischer den Vorwurf, trotz seiner Begeisterung für Luther sei er ihm garnicht gerecht geworden, dessen Lebenswerk darin bestanden habe „die Moral zu bekämpfen, der Poesie sprach, wenn er den Mund auftat“. „Der Kampf gegen die Moral oder Werkheiligkeit nämlich war der Ausgangspunkt und Mittelpunkt von Luthers Lehre“ (S. 6). „Luther sagt nun, der Wille des Menschen sei nicht imstande, von sich aus etwas anderes anzustreben als das eigne Wohl, das Gute wirke nur Gott im Menschen“ (S. 9). „Im Gegensatz zu den schweren, sauren Wegen der Werke spricht Luther von dem königlichen Weg des Glaubens“ (S. 25). „Was für Beschimpfungen und Verdächtigungen hat Luther während seines Lebens und nach seinem Tode über sich ergehen lassen müssen, weil er die Natur heilig hielt“ (S. 53). „An der inneren Spaltung, an dem rebellischen Ich, das sein eigener Gott sein will, ist der Christ zu erkennen“ (S. 62). „Mir kommt es darauf an, zu zeigen, daß die Heilige Schrift und Luther Christus als die Spitze, den Höhepunkt, das Genie der Menschheit auffassen, den Uebermenschen oder den Gottmenschen“ (S. 67). „Einen wesentlichen Unterschied zwischen der vorchristlichen und nachchristlichen Menschheit gibt es: sie hatte dadurch, daß Christus sich noch in ihr entwickelte, die göttliche Kraft; wir haben sie verloren; wenn wir sie aber durch den Glauben zurückgewinnen, können wir sie prägen“ (S. 69). „Luther wollte eine solche Kirche gründen, die aus dem Sichtbaren ins Unsichtbare hinüberführt, die sichtbar und zugleich unsichtbar ist, und ich glaube, daß er das getan hat, soweit es damals möglich war“ (S. 217). Diese aneinander gereihten Sätze scheinen mir die Gedankengänge thetisch zu enthalten, die Ricarda Huchs Ausführungen über Luther und das Luthertum zu Grunde liegen. Ein Nachweis im Einzelnen ist natürlich hier unmöglich.

Mit den großen Lichtseiten der Briefe hängen einige Schattenseiten eng zusammen, die aber vielleicht mehr der Darstellungsform angehören als dem eigentlichen Inhalt. Es ist, als ob eine zeitgenössische Hypatia wegen der gegenwärtigen Not des großen Krieges sich zu Luthers Christentum gewendet habe und nun mit dem Eifer der Neophytin für alles Positive von seinen Lehren einträte. Spöttisch spricht sie (S. 96) von den gönnerhaften Klagen vieler Lutherbiographen darüber, daß er so abergläubisch und mystisch gewesen sei, und fährt fort: „Uebrigens waren die Gründe, die Zwingli, Oekolampad und Karlstadt gegen Luthers Abendmahlslehre vorbrachten, so kindisch, daß ein Kind sie widerlegen könnte“ (S. 97). Melanchthon wird „ungläubig (S. 99) und Erasmus „trocken“ und „klügelnd“ (S. 206) genannt; Zwingli „hatte vom Wesen des Abendmahls keine Ahnung“. — Daß nicht „grobe Unfähigkeit, das Göttliche zu erfassen“ (S. 152) Zwingli zu seiner Polemik gegen Luthers Abendmahlslehre veranlaßte, sondern seine Eigenart, die nun einmal das Mysterienwesen nicht so hoch einzuschätzen vermochte wie den Monotheismus, ist heutzutage Gemeingut aller historisch geschulten Theologen. Die scholastische Beweisform (S. 152), die er gegen Luther geltend macht, findet sich sowohl in der Bibel, wie bei anderen kirchlichen Theologen, auch bei Luther. — Die historische Kritik kommt nur in Weltanschauungsfragen zu ihrem Recht; in den anderen geht die Autorin mit ihrem Helden durch Dick und Dünn. Aber, müssen wir einwenden, Luther verträgt sehr gut Kritik, ja diese ist geeignet, das Bleibende seiner Persönlichkeit noch mehr

herauszuarbeiten. Gewiß entschuldigt der maßlose Widerstand, den sein Wirken für Kirche und Volk fand, so z. B. die Verbrennung seiner Anhänger, seine Heftigkeit und sein Bestehen auf seiner Auffassung als der alleinigen. Auch wird in der Tat immer wieder verkannt, daß er seine Gegner und Anhänger um Haupteslänge überragte. Aber als naher Genosse Jesu will er ja selbst dienen und verlieren, damit Gottes Reich komme. Wir sind also vollberechtigt, aus zwingenden Gründen von seinen Anschauungen abzuweichen, mit Herder, Schleiermacher und anderen bedeutenden Theologen die Gedanken der neuen Zeit voll zu Worte kommen zu lassen und auch seine Gegner ohne jede Voreingenommenheit zu würdigen.

Mit dem Briefstil einerseits und dem Schreiben für ein großes Publikum andererseits hängt die Tatsache zusammen, daß Ricarda Huch häufig Behauptung an Behauptung reiht, darunter auch sachlich weniger gerechtfertigte, so z. B. die Ableitung von Religion von ligare allein (S. 136). Aber ihre Behauptungen stammen aus der Fülle des Herzens. „Ein geistvolles Herz muß zuerst da sein, damit der Mund göttliche Worte, Zauberworte, Dichterworte sprechen kann“ (S. 90). Das eigne Kennenlernen der Briefe kann daher nicht warm genug empfohlen werden.

Darüber, daß die Verfasserin von der biblischen und lutherischen Weltanschauung trotz aller Repristination, z. B. der Betonung der Notwendigkeit des Teufels — wo kein Teufel, da auch kein Gott (S. 96) — in ihrer eignen Philosophie abweicht, kann sie sich schwerlich selbst täuschen. Doch ist diese Weltanschauung, die sie jüngst in ihrem Buche „Natur und Geist als die Wurzeln des Lebens und der Kunst“, München 1914, dargelegt hat, so eigenartig tief, daß sie eine eingehende Beachtung verdient. Der wesentliche Inhalt von Luthers Glaubensbekenntnis, in die Sprache unsrer Zeit übersetzt, lautet nach ihr (S. 107): „Wir glauben an die Welt als eine sich entwickelnde, endlose und grenzenlose Einheit, deren Mittelpunkt der Mensch ist.“ Daß der historische Luther damit nicht einverstanden sein könnte, ist ihr klar, und sie bekennt gegen Ende ihres Buches resigniert (S. 258): „Ja, es ist wahr, ich habe häßliche Verstandesarbeit getan.“

Weit höher jedoch, als diese Verstandesarbeit, steht ihr intuitives Erfassen von Luthers Größe und Güte. „Er organisierte wie die Natur, das heißt, wie Gott schafft“ (S. 212). „Welche Tragik des genialen Einsamen!“ „Ich weiß keine Tragödie, die mich mehr erschütterte als diese“ (S. 213). Gustav Conrad

Zur Kalenderreform

Wie wenig uns der Aushungerungskrieg um unsre Unternehmungslust und kühne Zuversichtlichkeit gebracht hat, könnte alle Welt schon an dem Eifer erkennen, mit dem gerade jetzt in Deutschland für die Kalenderreform geworben wird. Zwei Artikel der Christlichen Welt, in Nr. 36 von Rudolf Blochmann und in Nr. 41 von Wilhelm Dittmar haben unsern Leserkreis über den Plan der Reformer informiert; daß Hermann Rese, der Vater der Sommerzeit, mit dem Plan Blochmanns so weit übereinstimmt wie der Pfarrer Dittmar, hat man auf Sp. 701 und 794 auch gelesen, und an zustimmenden Kundgebungen einflußreicher Körperschaften, so der Elberfelder Handelskammer, fehlt es nicht.

Es ist nicht professionelle Schwarzseherei, die mich treibt, vor Uebereifer zu warnen. Denn daß die Kalenderreform der Herren Rese-Blochmann, wie Dittmar nicht bloß wünscht, sondern auch für möglich hält, schon für nächstes Jahr eingeführt wird, davon kann ja gar nicht die Rede sein — vielleicht schon deshalb nicht, weil die Kalender nach altem Stil für 1917 schon fertig gedruckt vorliegen. Aber allerdings nicht nur deshalb nicht. Eine Reform von solcher Bedeutung für das tägliche Leben der Menschheit, wie es diese Kalenderreform sein würde, muß zuvor wohl und von allen Seiten her erwogen worden sein: was für Tausende von Jahren gelten soll, darf in keinem Sinn übers Knie gebrochen erscheinen. Ich finde es schon bedenklich, daß man die Sommerzeit nach den Erfahrungen bloß eines Sommers zu einer dauernden Einrichtung erheben will, auch gleich mit der Erweiterung auf sechs Monate; der Sommer 1916 war so außergewöhnlich kühl, daß seine Stimme allein nicht entscheiden dürfte. Im Westen Deutschlands liegt die Sommerzeit, die im äußersten Osten ja der normalen ziemlich nahe kommt, um fast $1^1/_2$ Stunden von der „wirklichen“ Zeit entfernt. Ob man in den Großstädten des Westens auch in einem Sommer wie 1911 ein paar Minuten nach Sonnenuntergang wird zur Ruhe gehen wollen, um am andern Morgen um 6, d. h. in Wirklichkeit um $4^1/_2$ Uhr sich zu erheben oder bereits seine Tagesarbeit zu beginnen?

Aber welch eine Kleinigkeit ist das Für oder Wider bei der Sommerzeit verglichen mit der hier zur Verhandlung stehenden Kalenderreform! Man kann die Sommerzeit einführen, wie man die mitteleuropäische Zeit eingeführt hat, ohne daß andere als „praktische“ Interessen dadurch berührt werden. Jedes Volk kann für sich entscheiden, ob es mit dem Nachbar gehn will oder nicht: an den Grenzen nach dem Westen und nach dem Osten müssen ja auch ohne Sommerzeit die Uhren umgestellt werden: warum denn nicht, wenn es sein soll, auch an den Grenzen nach Süden und Norden? Dagegen eine Kalenderreform kann in unsrer Periode der Weltgeschichte nicht ein Volk allein vornehmen, sie hat einen Wert nur, wenn sie Aussicht hat, irgend einmal von der ganzen Welt, zunächst wenigstens von allen Kulturvölkern angenommen zu werden. Dann aber wird keine Zeit schlechter geeignet sein, sie durchzusetzen oder auch nur anzubahnen, als die eines Weltkrieges, vollends wenn die Reformer nicht zu einem neutralen Staat gehören, sondern zum Herzen einer der kriegführenden Parteien, und wenn sie auch ihre Motive auf spezifisch deutsches Empfinden einzustellen trachten. Vielleicht denkt hier Mancher: wenn es doch bisher ertragen worden ist, daß die Russen und Bulgaren Ostern immer an einem andern Sonntag feiern als wir, warum sollen wir es nicht in Zukunft ertragen können, wenn die Engländer und Franzosen — sofern diese überhaupt noch Ostern feiern — ihr Osterfest nach altem Stil ansetzen, während wir es nach dem besseren, neuen tun? Ja, wenn es sich bei der Kalenderreform nur um Ostern handelte! Und selbst dann ist ohne die Zustimmung des Papstes nicht einmal in Deutschland etwas zu erreichen; und je mehr wir unsre Politik nach dem Orient hin orientieren, um so stärker wird auch unser Interesse daran, daß die griechischen Katholiken sich der Osterreform ebenfalls anschließen.

Nun stimme ich den Reformern ganz darin zu, daß es praktisch nicht bloß wünschenswert, sondern fast notwendig geworden ist, die Schwankungen des Ostertages zwischen dem 22. März und dem 25. April, die das bisherige System bringt, zu beseitigen. Und trotz mancher Einwendungen gegen den geschichtlichen Unterbau in Blochmanns Aufsatz in Nr. 36 bin ich mit ihm der Meinung, daß auch heute Jesuit und Lutheraner, also die römische wie die protestantische Kirche — und warum dann nicht auch die griechisch-katholischen Kirchen? — den 532jährigen Osterzyklus zu Gunsten eines einfacheren aufgeben könnten, ohne daß religiöse Bedenken das verhinderten. Was als Ideal vorschwebt, ist längst klar gelegt: ein Ostertermin möglichst in der Mitte zwischen den bisherigen äußersten Grenzen, niemals mehr im März, immer in der ersten Hälfte des April, auch nicht am 1. und 2. April, aus einleuchtender Rücksicht auf Handel und Gewerbe, und weil wenigstens wir den Karfreitag nicht gern zu oft mit dem 1. April als dem Narrentag zusammenfallen lassen möchten, in der Woche vom 4. bis 10. April. Es bedürfte dann gar keiner Tafeln mehr, um das Osterdatum eines Jahres zu berechnen; man sucht sich den einzigen Sonntag, der in jene Woche fällt, und hat damit den Ostertermin in der Hand.

Aber unsre Reformer wollen mehr, wollen zwar den Oster**sonntag** nicht aufgeben, wollen uns aber die Wahl zwischen 7 Monatstagen ersparen, und überhaupt das Suchen nach dem Ostertag; ein für alle Mal soll wie Weihnachten am 25. Dezember so Ostern am 8. April gefeiert werden. Damit der 8. April aber immer auf einen Sonntag fällt, muß die bisherige Zeitrechnung umgestürzt werden: nur das Jahr bleibt unverändert in seiner Länge, aber die Monate werden umgestaltet, und zuletzt auch die Woche. Der Februar erhält seine 30 Tage, wie noch 7 andre Monate sie haben, mit 31 Tagen bleiben übrig Januar, Juli, Dezember, neu ernannt zum 31tägigen wird der April; der Schalttag in jedem vierten Jahr wird, was an sich ja wahrhaftig einleuchtet (und auch das Ursprüngliche war, da das alte römische Jahr mit dem Februar endete) nicht irgendwo mitten im Jahr, sondern am Jahresende hinter dem 31. Dezember angebracht. Aber so haben wir ja nun erst 364 — im Schaltjahr 365 Tage? Die 364 wären wundervoll bequem, nämlich gleich 52 Wochen, sodaß, wenn wir mit ihnen auskämen, in jedem Jahr jeder Monatstag auf den gleichen Wochentag fiele. Aber leider meldet nicht bloß das Schaltjahr einen Ueberschuß an, sondern jedes gewöhnliche Jahr beansprucht ja einen Tag mehr als 52 Wochen, und dieser Anspruch zerstörte bisher unweigerlich die Freude am Zusammenfallen von Wochen- und Monatstag in mehreren aufeinander folgenden Jahren, wie jedes Kind an Weihnachten erfährt. Diesem Mangel helfen die Reformer gründlich ab, indem sie einen Tag, von Blochmann schwer aussprechbar Mittjahrstag getauft, im Sommer einschieben, der gar kein Wochentag ist, und indem sie dem Zusatztag im Schaltjahr die gleiche Wochentagscharakterlosigkeit zudiktieren.

Nun atmen sie erleichtert auf und freuen sich der gewonnenen „großen Regelmäßigkeit“. Aber ob sich hier das Bessere nicht gründlich als Feind des Guten offenbaren wird? Werden sich die Monate, wird sich die Woche die ihnen zugedachte Charakterveränderung gefallen lassen? Hier dürften doch Hemmnisse vorliegen, die sich die Reformer zu harmlos vorstellen. Es ist amüsant, wie energisch der Pfarrer Dittmar sich die Entfernung des 31. Oktober aus dem neuen Kalender verbittet. So begeistert er sonst von Blochmanns Vorschlägen ist, über den Ausfall dieses großen Tages der Reformationsgeschichte „läßt er nicht mit sich reden“. Ob die römischen Katholiken mit sich reden lassen werden, wenn man ihnen nun zumutet, die Heiligen nicht bloß des 31. Oktober, sondern des 31. März, 31. Mai, 31. August preiszugeben oder zu verlegen? Denkt niemand an den Zwang, infolge der neuen Monatsberechnung das Fest von Mariä Verkündigung auf den 24. März zurückzuschieben, eigentlich auch den Johannistag auf den 25. Juni herabzurücken, weil doch beide Feste am achten Tage vor dem 1. des folgenden Monats gefeiert werden sollen? Und haben sich die Reformer die griechischen Martyrologien überhaupt daraufhin angesehen, ob diese Tage nicht vielleicht mit richtigen Festen besetzt sind, gegen deren Verschiebung sich der leidenschaftlichste, wenn auch provinziell begrenzte Widerstand erheben müßte?

Erst recht bedenklich ist aber die Zerstörung der Woche. Hier darf man nicht sagen: Einmal ist keinmal. Haben wir in jedem Jahre einen Tag, der kein Wochentag ist, und in jedem vierten Jahre zwei solcher Tage, so ist die Woche außer Kraft gesetzt. Was werden die strenggläubigen Juden, was die Muhammedaner, für welche die Woche eine heilige Einrichtung ist, mit diesem Reformkalender anfangen, was z. B. auch die christlichen Adventisten? Und müssen nicht eigentlich alle Christen, die den Inspirationsglauben festhalten, solch eine Woche von 7 + 1 Tagen als eine Verspottung ihres vom Schöpfer geheiligten

Wochengedankens empfinden? Unbedingt bewaffnet man mit so weitgehenden Reformvorschlägen nur den Widerstand gegen die Reform der Osterdatierung, der schon im Abflauen war, aufs neue, und die Neigung der Orientalen, sogar der Türken, unsern Kalender zu übernehmen und die heillose Differenz zwischen julianischer und gregorianischer Rechnung endlich vergessen zu machen, kann man nicht gründlicher abkühlen als durch diesen Sprung aufs grüne Tuch. Von den zwölf Vorzügen, die Blochmann in Nr. 36 seinem Kalender nachrühmt, werden schon nicht alle, falls es überhaupt Vorzüge sind, gleich hoch anzuschlagen sein. Wie sehr ihre Abschätzung dem Geschmack unterliegt, erweist bereits der Streit zwischen Blochmann und Dittmar über die günstigste Wochenlage für Weihnachten. Der Eine zieht den Sonntag für den ersten Weihnachtstag vor, der Andre für den heiligen Abend. Hier würde ich es, wenn ich wählen müßte, mit dem Ersten halten; denn daß die Vormittagsgottesdienste an dem Heilig-Abend-Sonntag besser besucht sein würden als jetzt die des vierten Advents, kann ich im Ernst nicht glauben, bezweifle auch, daß die Tagesstunden des Heiligabends, wo Unzählige noch die Geschenke und den Schmuck für den Christbaum beschaffen, mehr als sonst zur Ruhe und Selbstbesinnung verwendet würden, wenn dieser Tag immer ein Sonntag wäre. Ganz unverständlich ist mir die Erwartung Dittmars, daß Weihnachten, wenn es mit einem Sonntag als Heiligabend begänne, „für unser ganzes Volk zur vollen Bedeutung als der Höhepunkt christlichen Familien- und Volkslebens gelangen würde“. Wo Weihnachten das nicht heut schon ist, wird es das auch durch keine Kalenderreform.

Ich will aber, statt einzelne Einwände weiter anzuhäufen, nicht verschweigen, daß ich im Herzen eine tiefe Abneigung gegen diese Reform hege, gerade wegen der Eigenschaft, die ihre Urheber und Freunde an ihr bewundern. Sie bringt mir eine graue, futuristisch anmutende Gleichmäßigkeit gerader Linien an einer Stelle, wo mir die „große Unregelmäßigkeit“ nicht bloß durch ein Herkommen seit Jahrtausenden geheiligt, sondern von der Natur gesetzt erscheint. Vollmond und Neumond, Frühjahrs- und Winters-Anfang, die man doch auch im Kalender sucht und immer suchen wird, kann kein Reformer auf feste Tage zwingen: wenn wir uns da an die Abwechslung gewöhnt haben, warum in allem Geschichtlichen und Persönlichen nun die Regelmäßigkeit zur höchsten Norm erheben? Mir ist ein Fest, das nicht immer auf den gleichen Wochentag fällt, erbaulicher als die festgelegten; vielleicht hängt ein Teil des Weihnachtszaubers gerade auch an seiner bisher unangetastet gebliebenen Beweglichkeit. Es ist ein für mich erschreckender Gedanke, daß mein Geburtstag oder sonst ein ausgezeichneter Tag in meinem Leben, daß ein patriotischer Festtag unweigerlich immer auf dieselbe Stelle der Woche treffen soll. Ich verspüre tiefes Mitleid mit den Unglücklichen, die fortan an einem 13. Januar, April, Juli, Oktober geboren werden, weil das immer Freitage sein werden: und die Abergläubischen sind doch nun einmal durch keine Kalenderreform auszurotten, die sich durch das Zusammentreffen von zwei „schwarzen Tagen“ zum Unheil vorausbestimmt fühlen müssen. — Wenn wir so radikal reformieren wollen, dann sollten wir doch gleich lieber auf das ägyptische Jahr zurückgreifen, das noch regelmäßiger als Blochmann 12 Monate zu je 30 Tagen hatte und hinter diesen 360 Tagen 5 bzw. 6 Schalttage ansetzte; dann teile man im Stil der französischen Revolution die Monate in drei Dekaden und ernenne die 5 bis 6 Schalttage zu allgemeinen Feiertagen, wodurch dann auch dem ärmsten Fabrikarbeiter eine Ferienwoche im Jahre gesichert wäre.

Doch Scherz beiseite, ich bitte um Schonung des geschichtlich Gewachsenen, solange es nicht wie die Osterschwankung Schaden stiftet. Ich mahne zur Besonnenheit, damit überhaupt etwas an Reform erreicht wird. Und ich erinnere daran, daß den großen Namen „der“ Kalenderreform ganz gewiß nach allem, was die Welt an solcher Arbeit bisher erlebt hat, nicht eine Einrichtung verdient, mit der ein Volk oder eine Gruppe von Völkern sich die Zeitrechnung etwas bequemer, gedankenloser, gleichartiger, langweiliger macht, sondern immer nur eine, die uns der Einheit in der Menschenwelt auf diesem Gebiet, wo wir sie so dringend brauchen, näher führt. Hier heißt das Ideal der égalité: Uebereinstimmung aller Menschen in der Jahresrechnung, nicht Uebereinstimmung aller Jahre in Monats- und Wochentagen. Nimmt die eine Uebereinstimmung ab, so wäre die andre ein wunderlicher Gewinn: drin im Haus haben wirs nach dem Schnürchen, treten wir heraus, ringsum bodenlose Verwirrung.

Adolf Jülicher

Ein Brief aus Bochum

S. v. H. P.! Ihren Aufsatz „Bochum und Gardelegen“ habe ich als Bochumer mit besonderem Dank gelesen. Sie haben recht: „Stadt und Land“ — das ist jetzt die allerbrennendste Frage. Nur sehe ich sie weniger im Lichte der künftigen Versöhnung oder des gegenwärtigen Zwiespalts, in ihrer entscheidenden Bedeutung für den Ausgang des Kriegs. Darum gestatten Sie mir einige Worte in ihrem geschätzten Blatte, das sich so freundlich unserer Kartoffelnot geöffnet hat.

In dem Verhältnis Stadt und Land ist jetzt das Land der entscheidende Teil, ja von ihm hängt meines Erachtens nicht weniger als Alles ab. Im Feld können wir nicht besiegt werden dank Hindenburg und unserm herrlichen Heer. Aber im Wirtschaftskrieg ist die Gefahr größer, wenn Stadt und Land nicht ebenso diszipliniert wie Artillerie und Infanterie zusammenwirken. Bei diesem Zusammenwirken im Ernährungskrieg ist der Anteil der Stadt so gut wie sicher gestellt. Durch die Knappheit und Teuerung der Lebensmittel ist sie einfach zur Sparsamkeit und Einfachheit gezwungen. Aber des Landmanns Anteil am Sieg ist in sein Belieben gestellt, zu einem recht großen Teil wenigstens. Teilt er seine Nahrungsmittel brüderlich mit dem Städter, so kommen wir glatt durch; gewachsen ist genug, um den Unterhalt des ganzen Volkes zu fristen. Läßt er aber dem Städter, besonders dem Industriearbeiter, nur widerwillig und nur wenig ab, dann kann dieser in demselben Maße als er zu wenig bekommt, auch zu wenig Kohlen, Munition und sonstigen Kriegsbedarf liefern. Wir können aber gegenüber der Munitionslieferung der ganzen Welt nur standhalten, wenn unsere Industrie mit vollen Kräften arbeitet. Ob und wie weit sie das kann, hängt davon ab, wieviel der deutsche Landmann diesen Winter an Nahrungsmitteln erübrigt. Und guter Wille kann da ganz ungeheuer viel ausmachen, so viel, daß Sieg und Niederlage jetzt geradezu in die Hand des deutschen Landmanns gelegt ist! Eine furchtbare Verantwortung!

Macht sich der deutsche Landwirt das klar? Es scheint nicht so. Man hört zu viele Beispiele von Verhehlungen bei der Bestandaufnahme, von Umgehungen der Bestimmungen, von Preistreibereien, von plötzlichem Zurückhalten bei Sinken des Preises. Es ist doch traurig, daß wir in den Städten mit Frühkartoffeln überschüttet wurden, daß doppelt und dreimal mehr geschickt wurden als bestellt und unterzubringen waren und Tausende von Zentnern umkamen, als die übermäßig hohen Preise dazu anlockten, daß aber prompt mit dem Abschlag der Preise Ende September die Kartoffel plötzlich ausblieb und unsere Arbeiter in die peinlichste Not gerieten, Hunderte von Frauen mehrere Tage lang 6—8 ja 10 Stunden lang standen, Angst um ihre daheim allein eingeschlossenen Kinder im Herzen, um dann ohne Kartoffeln weinend heimzukommen; ich empfinde es auch als ein Versagen unserer Landwirtschaft, daß wir in unsrer Stadt so wenig Milch erhalten, während man eine Stunde vor den Toren in mancher Wirtschaft so viel Milch trinken kann, als man will. Gewiß es wäre eine kleine Mühe; aber ihr Landwirte, ist euch das Vaterland keine Mühe wert? Es ist auch ein großes Unrecht, daß Lieferungen in die Molkerei Herbstein plötzlich von 3500 Liter auf 125 herabsanken, weil die Molkerei Lauterbach etwas günstigere Zahlungsbedingungen sich gestatten konnte, und dadurch die Leute, die auf die erstere Molkerei angewiesen waren, schwer geschädigt wurden um des Profites willen. Wer kann hier dem deutschen Landwirt das Gewissen schärfen? Es muß geschehn, denn es hängt zu viel davon ab, daß er jetzt freiwillig abgebe, was er nur irgend sich abziehn kann.

Wohl weiß ich, daß damit etwas sehr Schweres von ihm gefordert wird. Er hat selbst nicht übermäßig viel Nahrungsmittel, er ist gewohnt, seinen vollen Haushalt zu haben. Er hat mit viel Liebe und Mühe seine Frucht gesät und geerntet und soll sie jetzt abliefern und später viel teurer Saatgut einkaufen, soll das, womit er gewohnt war, sein Vieh zu füttern, hergeben und für viel teureres Geld anderes Futter eintauschen; ja der rechte Bauer liebt sein Tier im Stall mehr als den Städter, der ihn von oben herab als dummen Bauern anzusehen pflegt; jetzt soll er seinem Tier Milch und Kartoffeln und Körner entziehn, um sie dem ungeliebten, unbekannten Menschen in der Stadt zukommen zu lassen. Wer sich in des Landmanns Seele versetzt, weiß, wie schwer ihm das wird. Aber müssen wir nicht alle jetzt noch viel Schwereres leisten?! Wir wollen auch zugeben, daß der Landmann, gewöhnt an Freiheit wie kein Beruf, durch die zahlreichen und nicht immer glücklichen Eingriffe der Behörden verärgert ist. Gestern schrieb mir einer, den ich als einen glühenden Patrioten und peinlich rechtlichen Menschen über alles hochschätze, ein Mann der sich als Vater von vier Kindern freiwillig gestellt hat: „Auf dem Lande hat sich ein dumpfer Groll entwickelt, der sich instinktiv gegen jede Zumutung wehrt, weil er die unzähligen Verfügungen nicht befolgen kann; denkst Du, ich hätte noch die geringste Befriedigung, weil ich mich zergrübelte und zersorgte und ehrlich geblieben bin? Ach bewahre! Hätte jeder all diese Verfügungen ernst genommen, und so ehrlich befolgt wie ich, so stände es heute viel schlechter um unsere Ernährung!“ Wenn das geschieht am grünen Holz! Wie sehr ungeschickte Maßnahmen schaden, haben wir Bochumer jüngst erfahren. Obgleich der Kreis Gardelegen angewiesen war, seine Kartoffeln an uns zu liefern, ließ man zu, daß Spiritusbrennereien und Stärkefabriken in demselben Kreise Kartoffeln aufkauften und besser bezahlten! Da nehme es einer dem Bauer übel, wenn er an diese Fabriken zu liefern vorzieht. Zugleich zeigt aber gerade dieser Fall, wo die Grenze für den Idealismus und den vaterländischen Sinn des Landwirts liegt. Hier droht die ungeheure Gefahr, weil, wie gesagt, beinahe Sieg oder Niederlage für uns jetzt daran geknüpft ist, ob es gelingt, den Landmann zu tieferer Einsicht, zu verständnisvollerem Gemeinsinn und dadurch zu größeren Opfern, zu reichlicherem Mitteilen seiner Vorräte zu erziehen. Wer springt hier in den Riß? Behördliche Maßnahmen genügen nicht, sie bleiben ziemlich wertlos, wenn sie nicht auf guten Willen stoßen; in keinem Betrieb ist es so schwer, die ehrliche Durchführung von solchen Anordnungen zu erzwingen, zu kontrollieren als im bäuerlichen. Den guten Willen kann aber nur eine Macht wecken, die Kirche. Auf ihr liegt darum jetzt eine ganz riesige Verantwortung. Weil der Landmann im Durchschnitt nicht genug Einsicht in die furchtbaren Folgen seines Verhaltens hat, die Kirche aber im allgemeinen noch ihm Herz und Gewissen anpacken kann, so verschiebt sich die Verantwortung für Sieg oder Niederlage im Ernährungskrieg auf die Kirche. Und darum wird es ihre heiligste und ernsteste Pflicht, jetzt alle Mittel und alle Wege und alle Kräfte und allen guten Willen, die ihr zu Gebote stehn, in Bewegung zu setzen, um dem Landmann so liebevoll, aber auch so ernst wie möglich klar zu machen: Jedes Ei, jedes Liter Milch, jedes Pfund Butter, das du bei strengster Selbstprüfung entbehren könntest

und gibst es nicht her, jede Kartoffel, die du verkommen lässest oder dem Vieh gibst, ohne daß die allerdringendste Not es fordert, wird eine Unterstützung der Feinde, ein Nagel zum Sarge nicht nur des Vaterlandes, sondern deiner eigenen Zukunft, deines eigenen Hauses und Hofes, jede Unterlassungssünde ein Verbrechen gegen 70 Millionen Deutsche und gegen deine eigenen Kinder. In diesem Sinne haben auf Bitte von Bochum hin schon die Herrn Generalsuperintendenten von Westfalen und von Magdeburg (Gardelegen) ihre Geistlichen aufs eindringlichste zu wirken angewiesen, es solltens sämtliche deutsche Kirchenregierungen tun. Es hängt von einem gewaltigen, andauernden, durchgreifenden Wirken in dieser Beziehung für die Kirche selbst so viel ab, das hier nicht genannt zu werden braucht, daß Ihr Ruf nicht ungehört verhallen darf: „Möchten die Kirchenleiter, die Pfarrer, Lehrer, die Männer der Feder und des Worts, Hand ans Werk legen" — und Gott segne es!

Verschiedenes

Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt. Herausgeber: Professor Dr. E. Francke und Professor Dr. W. Zimmermann. München und Leipzig, Duncker und Humblot. Vierteljährlich 4 Mark.

Die angesehene Zeitschrift, die eben im 25. Jahrgang steht, hat sich durch den Krieg vor ganz neue Aufgaben gestellt gesehen. Auf der einen Seite waren die tiefgehenden Wirkungen des Krieges auf das wirtschaftliche und soziale Leben zu verfolgen, auf der anderen Seite galt es ein möglichst umfassendes und vollständiges Bild der fürsorgerischen Kriegsmaßnahmen für eine spätere Geschichtsschreibung festzuhalten. Zudem mußten noch mancherlei Ansätze der jäh unterbrochenen Friedensarbeit weitergeführt, auch den Vorgängen im neutralen und feindlichen Ausland Beachtung geschenkt werden — eine Fülle von Arbeit, der die Schriftleitung nach Kräften gerecht zu werden suchte.

In den Vordergrund schob sich je länger desto mehr die Frage der Lebensmittelversorgung. In übersichtlicher Darstellung behandelt Dr. Zitzen „Die Organisation der Lebensmittelbeschaffung" vom Standpunkt der Erzeuger und Verbraucher (XXIV, 28.29). Auf ein ganz neues Gebiet führt der Herausgeber Zimmermann mit einer Materialsammlung über „Die sozialpolitische Praxis der Heeresbehörden" (XXIV, 12.13) und stellt dann den amtlichen Maßnahmen gegenüber, was die organisierte Selbsthilfe im „Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen" leistete (XXIV, 35.36). Die Frage der Lebensmittelversorgung entwickelte sich sehr bald zu der nach der gerechten Verteilung der vorhandenen Mengen, wobei sich als schwer zu vereinigende Gegensätze die von Stadt und Land ergaben. Von grundsätzlichen Erwägungen aus und mit praktischen Vorschlägen der Sache näherzukommen unternahmen Eltzbacher mit einem Aufsatz über „Die Verteilung der Nahrungsmittel zwischen Stadt und Land" (XXV, 25) und Dr. Zitzen mit grundlegenden Richtlinien für ein „Zusammenarbeiten von Stadt und Land bei der Lebensmittelversorgung" (XXV, 43.44). Das ganze Problem der „Volksernährung" faßt Else Zodtke-Heyden an (XXIII, 21.22) — der noch vor dem Krieg geschriebene Aufsatz läßt sehr interessante Vergleiche ziehen —; mehr ins Einzelne geht Dr. Ballod, wenn er die Frage stellt: „Höchstpreise oder Rationensystem?" (XXIV, 15). Den schlimmsten Feind sieht Dr. Zitzen in der System- und Planlosigkeit und fordert daher „Zentralisation der Lebensmittelversorgung" (XXV, 11). Von praktischen Erfahrungen in der Einzelarbeit berichten Henriette Fürth „Die Zentralküche und der Krieg" (XXIV, 32) und Helene Simon „Soziale Lage und Schulspeisung in Neukölln" (XXIII, 18), während der Herausgeber Zimmermann in „Rückblicken und Ausblicken in der Kriegsernährungswirtschaft" (XXIV, 34) eine Bilanz der Erfolge und Mißerfolge aufmacht.

Neben der Frage der Lebensmittelversorgung hat der Krieg eine andere, schon vorher viel verhandelte brennend gemacht: die Sorge für eine angemessene Volksvermehrung. Zwar sucht Würzburger in einem „Rückblick auf die Literatur des Geburtenrückgangs" (XXV, 21) die herrschenden Befürchtungen als übertrieben und unbegründet zu erweisen; aber wenn er dabei fordert, daß zunächst einmal ein zuverlässiger statistisch-wissenschaftlicher Nachweis der Tatsachen geliefert werde, so verdient er gehört zu werden. In der Richtung dieser Forderung bringt Albrecht in sachkundigen Beiträgen „Geburtenbeschränkende Arbeitsbedingungen im hauswirtschaftlichen Angestelltenverhältnis" (XXV, 4.5) „Zur Bekämpfung ehehindernder und Geburtenzahl beschränkender Arbeitsbedingungen" (XXV, 44) Material, das um so wertvoller ist, als er zugleich auch praktische Vorschläge macht. Denselben Weg, den Ursachen nachzugehen und damit zugleich Mittel zur Abhilfe aufzusuchen, schlägt Agnes Herrmann ein, wenn sie „Geburtenzunahme und Lohntheorie" in Verbindung mit einander bringt und eine bessere Art der Lohnbemessung fordert (XXIV, 51). Daß die Frage der Volksvermehrung zugleich eine Frage der Wohnungsfürsorge ist, kommt in verschiedenen Aufsätzen zum Ausdruck: „Sozialpolitik und kinderreiche Familien" (XXV, 31); „Wohnungsgesetz und Wohnungsmelioration" (XXIII, 27); „Unsere künftige Wohnungspolitik" (XXV, 10).

In dieser Forderung begegnen sich diese Bestrebungen mit den Aufgaben der Kriegswohlfahrtspflege: „Baut Heimstätten für unsere Helden" (XXIV, 31); „Erwerbs- und Siedlungsfürsorge für die Familien der gefallenen Krieger" (XXIV, 33); „Gartenstädte und Kriegerfamilien" (XXIV, 46). Dem weiten Gebiet, das damit betreten ist, wird natürlich besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Wir können nur einiges hervorheben: „Kriegsbeschädigtenfürsorge" (XXV, 7; XXIV, 21); „Kriegsverletztenfürsorge des Handwerks" (XXIV, 28); „Der Haushalt der Kriegsgetrauten" (XXIV, 204.385; XXV, 35); „Fürsorge für heimkehrende Krieger" (XXV, 16.14); „Kriegswohlfahrtspflege und Volksausbeuter" (XXV, 23).

Es kann nicht Aufgabe sein, den reichhaltigen Inhalt der Zeitschrift auszuschöpfen; nur eine Vorstellung wollten wir geben von dem wertvollen Material, das sie bringt. Daß sie nach Kräften auch die Vorgänge im Ausland verfolgt und anmerkt, soweit dazu unter den jetzigen Verhältnissen die Möglichkeit gegeben ist, bleibt besonders dankenswert. Die nötige Ruhe und Unbefangenheit, den Stoff zu verarbeiten, werden wir erst haben, wenn die jetzt drängendsten Sorgen um unser Vaterland und seine Zukunft von uns genommen sind. Wenn man dann aber einmal daran gehen wird, die wirtschaftliche und soziale Geschichte der Kriegszeit zu schreiben, wird die Zeitschrift unter den Quellen eine erste Stelle einnehmen.

Spieß

Englische Staatsmänner. Von Sil-Vara. Sammlung „Männer und Völker". Berlin, Ullstein. 249 S. Gebunden 1 Mk.

Es rechtfertigt sich, an dieser Stelle auf das neueste Buch des geistvollen Schilderers Londoner Lebens hinzuweisen, weil es durch seine selbstverständliche Objektivität befreiend und reinigend wirkt und die bösen Geister der Verzerrung und Beschmutzung des Gegners einfach dadurch bannt, daß es sie als nicht existierend behandelt. Die Objektivität dem Gegner gegenüber ist hier keine ethische Leistung und wirkt deshalb auch nicht so peinlich als Kraftanstrengung wie oft selbst das Bemühen Neutraler um ein gerechtes Urteil über deutsches Sein. Es fließt vielmehr mit überlegener Selbstverständlichkeit aus der intimen Kenntnis englischen Wesens, und wir haben uns zu gestehen, daß hier ein Weltkind aus angeborenem Takt und natürlicher Urteilskraft ein Niveau wahrt, welches manchem Christen bei allem Aufwand sittlicher Grundsätze unerreichbar bleibt. Freilich ist der größte Teil der mit journalistischer Meisterschaft entworfenen Skizzen vor dem Kriege in England entstanden. Doch hat der Verfasser — dessen Teilnahme am Kriege als Landsturmmann aus einer Veröffentlichung seiner Kriegseindrücke bekannt ist — sein Buch durch die nötigen Retouchen zu einem „Buch der Stunde" gemacht, ohne daß dabei auch nur der Hauch einer neuen Einstellung den Dingen und Persönlichkeiten gegenüber zu spüren wäre, die hingestellt werden sollen, wie sie sind. Es wird für das deutsche Publikum eine heilsame Aufklärung bedeuten, wenn es sich sagen läßt, daß Sir Edward Grey kein Gauner, sondern im Grunde seines Herzens ein friedliebender Mensch und „reiner Tor" ist (das viel tiefer liegende Problem des Verhältnisses zwischen persönlicher Reinheit und objektiver Unmoral beim Engländer bleibt damit unberührt). Und die Charakterköpfe eines Asquith, Lloyd George, Winston Churchill, Lord Kitchener, die man sich fast nur noch in der Verzerrung der Witzblätter vorstellen kann, erhalten wieder menschliche Züge. Die Gestalten der für die Gegenwart bedeutsamsten englischen Politiker werden (in 16 Skizzen) auf wenigen Seiten scharf umrissen und zu einem erstaunlich intensiven Leben erweckt. Daß die politischen Probleme bisweilen etwas leichthin behandelt sind, daß der Darsteller der Verführung des gut geprägten Worts, der schönen Geste hie und da erliegt, nimmt man dem glänzenden Plauderer nicht übel, dessen natürlicher Rahmen der Salon ist. Umso weniger, als sein Wissen ausgedehnt ist und seine Kenntnis Englands in der deutschen Publizistik ihres Gleichen sucht.

Werner Picht

Vom Dogma zu Gott. Ein Buch für suchende und fragende Menschen. Von Friedrich Schulz, Pfarrer zu St. Laurenzen in St. Gallen. I. Band: Religion und Menschheit, Oktav VIII, 194 S. Geh. 4,20 Mk., geb. 5 Mk. II. Band: Religion und Christenheit, Oktav, VIII, 224 S. Geh. 4,70 Mk., geb. 5,50 Mk. Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart.

Ein seelsorgerliches Interesse ist es, das den Verfasser zu dieser Arbeit getrieben und dabei geleitet hat: selbst ein Sucher auf religiösem Gebiete, der aber doch auch das heilige Glück des Findens hat genießen dürfen und sich nun als „Habenden" weiß, den aber gerade der verpflichtende Ernst dieses Bewußtseins doch immer aufs neue zum Sucher werden läßt, bietet er hier seinen mitsuchenden und mitfragenden Nächsten die Resultate seines Forschens an, um ihnen so zu eigener Stellungnahme, zu „freiem, starkem Gottglauben" ein Führer zu sein. Es liegt in der Natur eines solchen Unternehmens, seinem ganz individuellen und persönlichen Charakter, daß es allgemeingültige Resultate, Ergebnisse, die auf allgemeine Zustimmung rechnen können, nicht zu zeitigen fähig sein und so sich wird mit dem relativen Wert einer Anregung bescheiden müssen. Das scheint mir mehr noch als von den Resultaten, auf deren Uniformität es gewiß einer lebendigen Religiosität nicht ankommt, von der Methode zu gelten. So muß ich persönlich dem einseitig streng historisch orientierten Vorgehen des Verfassers, wo es sich bei ihm um den Zweck der Gewinnung einer Weltanschauung handelt, meine Gefolgschaft versagen. So sympathisch das Undogmatische an seiner theologischen Persönlichkeit berührt, so sehr ist zu bedauern, daß der Historizismus ihm geradezu zum Dogma geworden ist. In diesem Sinne scheint mir die Arbeit das Non-Plus-Ultra der einseitig geschichtlich normierten Theologie darzustellen. Dies Urteil muß aufrechterhalten werden, selbst wenn die vorliegenden beiden Bände wohl nur die historische Fundierung der in dem leider erst später erscheinenden 3. Bande gegebenen Weltanschauung darstellen sollen. Selbst wenn in diesem ihre — doch zweifellos notwendige — erkenntnistheoretische Grundlegung nachgeholt wird, so bleibt die ungebührliche Breite des historischen Teiles der Darstellung zu beanstanden, die z. T. ein Sichverlieren in Notizen von ganz singulärer Bedeutung zur natürlichen

Folge hat und so eine Stringenz der Darstellung vermissen läßt. Abgesehen davon, daß unsere reiche Geschichtsschreibung eine, im Hinblick auf den eigentlichen Zweck der Aufgabe doch auch wieder nur beschränkte, zusammenhängende Darstellung der geschichtlichen Einzeltatsachen der christlichen Entwickelung des zureichenden Grundes ermangeln läßt, wird eine solche auf Fragen einer um Weltanschauung ringenden Seele die Antwort schuldig bleiben. Die Geschichte an sich ist stumm, sie wird erst zu einer beredten Sprache, wenn wir uns denkend über sie stellen, sie auf ihre Prinzipien und Gesetze hin ansehen. Dann aber wird die Spekulation das geschichtliche Rohmaterial meistern und zu einer konziseren, nur große leitende Gesichtspunkte und Verbindungslinien der geschichtlichen Entwickelung herausstellenden, so aber alle übertriebenen Ansprüche eines dogmatischen Historizismus eindämmenden, großzügigen Darstellung führen, wie wir eine solche etwa von Rohrbach gewöhnt sind.

So wenig daher die uns vorliegenden beiden Bände einem wirklichen Suchen und Fragen begegnen, das doch nie auf rein geschichtliche, weil als solche mehr oder minder erfolgreich zu bewältigende Probleme geht, sondern stets auf die großen allgemeinen Menschheitsfragen, so wird der Wert der Arbeit hauptsächlich darin zu suchen sein, daß sie gerade durch die Konsequenz ihrer Methode zur Erörterung methodischer Prinzipienfragen anregt. Theodor Krueger

Idealismus oder Christentum? Die Entscheidungsfrage der Gegenwart. Von Professor D. Karl Dunkmann. Leipzig, Deichert 1914. 165 S. 3,60, kartonniert 4,20 Mk.

Die Schrift ist ein überaus lehrreiches Zeichen der Zeit: Lehrreich für die Auffassung von Religion und Christentum selbst (z. B. über die Bedeutung des Rätsels, der inneren Zerrissenheit und Ohnmacht, der Person Jesu usw.); lehrreich ferner für die wachsende Verbreitung gewisser theologischer Einsichten — lehrreich aber vor allem für die Tatsache, daß ein großer Reichtum von Gedanken noch keineswegs Klarheit über die grundlegenden Punkte oder über die gegenwärtige Lage verbürgt. Da jene guten Einsichten unter den Lesern der Christlichen Welt verbreitet sind, sei vielmehr auf diese Unklarheit hingewiesen. Dunkmann schreibt über den Idealismus und gibt sich doch nicht die Mühe, dessen Wesen in der Tiefe zu verstehen; er schreibt über das Verhältnis des Christentums zum Idealismus in der Gegenwart und hat doch ein völlig schiefes Bild von den dahin gehörenden Tatsachen.

Aller Idealismus scheint ihm „Aktivismus" zu sein. Da nun die Religion passiv, nämlich Bewußtsein der Abhängigkeit ist, kann keine Gemeinschaft, keine positive Verbindung zwischen beiden bestehen. Diese Erkenntnis scheint Dunkmann bahnbrechend zu sein und endlich eine Gesundung der Theologie, einen Rückgang über die steten Vermischungen beider Größen hinweg auf Luther zu ermöglichen. Darum fühlt er sich einigermaßen als Reformator der Theologie, bekämpft Kant, der zwar die Verbindung der Religion mit dem Verstandesidealismus zerstört, aber die mit dem Willensidealismus desto stärker befestigt habe, und die moderne Theologie; die moderne Theologie zwar nicht unter Nennung bestimmter Namen, aber als einheitliche an jener Vermischung krankende Größe.

Wie steht es mit dieser seiner Diagnose? Spräche er über die geistige Lage im Allgemeinen und ließe die Theologie bei Seite, so ließe sich ernstlich darüber reden. Aber er spitzt alles auf die Theologie zu.

Wo nun Kant und Theologie zusammen genannt werden, heißt es zuerst an Wilhelm Herrmann denken. Fließt aber bei ihm wirklich Religion und Willensidealismus ineinander? Kennt Dunkmann nicht seine Kritik an Kants Ableitung der Religion aus dem sittlichen Willen, nicht seine Kritik an Cohen und Natorp, nicht seine Sätze über die Offenbarung, nicht — ja wo soll ich aufhören mit Aufzählen? Die einfachste Probe ist, daß Dunkmanns beste Sätze über das Christentum nach derselben Richtung laufen wie Herrmanns Dogmatik. Wenn diese an einer idealistischen Trübung krankt, dann müßte also mindestens Dunkmann auch den Puls seiner eigenen Theologie mit einiger Aengstlichkeit befühlen. Wenn moderne Theologen Kant heranziehen, so doch in der Regel nicht seine Religionsphilosophie (hier gehen sie vielmehr wie Dunkmann selbst von Kant zu Schleiermacher und zu selbständiger Untersuchung des religiösen Erlebens über). Der Aufbau auf Kant bedeutet etwas ganz Anderes, das gewiß noch vieler Klärungen bedarf, aber hier nicht zur Erörterung steht; da müßte man mit dem Begriff der Wissenschaft, der Frage nach dem Verhältnis der Theologie zur Wissenschaft und mit der Ethik einsetzen. Dunkmanns Auffassung der theologischen Gegenwart bedeutet also eine gefährliche Irreleitung. Die Trübungen, die er nennt, kommen auch vor (was kommt nicht alles in einer mehr durch Vielseitigkeit als durch Klarheit ausgezeichneten Zeit vor), aber sie bestimmen nicht das Gesamtbild.

Und Dunkmanns Auffassung des „Idealismus"! Mag man darunter populär ideale Gesinnung oder strenger die philosophische Richtung verstehen, an die Dunkmann durch Nennung Kants erinnert — in beiden Fällen kann man Tieferes als „Aktivismus" daran finden. Die seelische Haltung gegenüber den Ideen, Idealen oder tragenden Werten ist keineswegs einfach Aktivität, sondern anderseits Hingabe, Empfänglichkeit, Abhängigkeit des geistigen Daseins. Was ist nun der Unterschied gegenüber der seelischen Haltung in der Religion? Da beginnt erst das Problem. Und die idealistische Philosophie ihrerseits zeigt wohl den Geist in seiner Selbstbetätigung. Aber gemeint ist damit nicht die individuelle Aktivität, die Dunkmann überwiegend vorschwebt, sondern die Eigengesetzlichkeit und schöpferische Selbständigkeit des überindividuellen Geistes. Sie aber hat zum Kennzeichen die

unbedingte Forderung; die individuelle Teilnahme am wahren geistigen Leben ist darum geknüpft an unbedingten Gehorsam, Selbstüberwindung, Hingabe, Abhängigkeit. So erhebt sich dann wieder die Frage: Wie verhält sich die Berührung durch das Unbedingte, die uns in Wissenschaft, Kunst und vor allem Sittlichkeit überkommt, zur Berührung durch den unbedingten Gott? Die Aufwerfung dieser Frage will keineswegs eine neue Vermischung von Religion und Idealismus verbreiten, sondern nur die Probleme andeuten, die hier entstehen und die z. B. in der Deutung der „Freiheit" oder „Persönlichkeit" einen Sammelpunkt finden. Wie kann man von ihnen schweigen, wenn man Dunkmanns Thema behandelt? Gewiß, zunächst gilt es denkbar scharf zu scheiden, und hier ist wie jede, so auch Dunkmanns Mitarbeit zu begrüßen. Aber die Religion will auch das mit ihrem Lichte überstrahlen, was an sich aus fremder Wurzel wächst; sie will alle Wirklichkeit erobern, also auch die des „Idealismus". Die Position steht stets noch über der Negation. Das ist die Aufgabe, die neben jener andern dem heutigen Christentum und seiner Theologie gestellt ist. Da Dunkmann sie verkennt und bei seiner Mitarbeit an der anderen die falsche Tür — nämlich eine längst offene — einrennen möchte, so leistet seine Schrift leider die bahnbrechende Arbeit nicht, die sie doch leisten möchte. Stephan

Kleine Mitteilungen. In der Rede Zoellners, wie sie nun anscheinend authentisch die Evangelische Kirchenzeitung veröffentlicht hat (vgl. Sp. 815), sind wichtige Sätze, die mit das geschehene Aergernis der Hörer verursachten, weggelassen worden. Nun hat dieselbe Zeitung in Nr. 44 die vermißten nachgebracht.

Aus Budapest schreibt unter dem 23. Bischof D. Teutsch: „Wir fahren heute nach Hermannstadt"! Nach bisheriger Kenntnis seien ungefähr 25 Pfarrer- und ebensoviel Lehrer-Wohnungen gänzlich geplündert, sodaß die Heimkehrenden nichts mehr vorfinden. Es wird ja bald Genaueres zu hören sein. Bis Schäßburg ist der Rumäne nicht gekommen.

Foi et Vie Nr. 13 vom 16. Juli ist ganz gefüllt mit einem Aufsatz von E. Doumergue, Dekan der theologischen Fakultät zu Montauban: 240 sermons allemands (genauer: 213 Predigten, 15 Vorträge, 12 Broschüren. Untertitel des Aufsatzes: L'âme pangermanique.) 38 Spalten! Wir werden näher darüber berichten. Heut nur die Inhaltsübersicht: 1. Accord des églises: Catholicisme; Judaisme. 2. Les deux axiomes: L'Allemagne quasi-divine; La guerre quasi-divine. 3. Le système: Piété des chefs; Guerre courte et joyeuse; L'amour de la paix; La bourse commune; La Belgique coupable; L'humilité pangermanique. 4. Conclusion: Avant la guerre; Après la guerre.

Eine dritte Auflage des Werkes Die Schriften des Neuen Testaments neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt, herausgegeben von Bousset und Heitmüller (1. und 2. Auflage von Joh. Weiß) beginnt zu erscheinen. In 4 Bänden. Vorzugspreis 18, gebunden 24 Mk. Ein schönes Zeichen für Kaufkraft und Unternehmungslust trotz Krieg. Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht. R

Quittung

Für die Not der Siebenbürger Sachsen (3. Quittung): je 50 Mk. v B, Gelnhausen; aus der Katharinengemeinde in Osnabrück; 42 gesammelt im Wolfer Waisenheim; je 30 Erntedankfestgabe aus Driedorf; Kirchenkollekte aus Königsdorf i. Westpr; 21 von Sch, Schwerin; je 20 von J B, Heidelberg; F E, Dodenau; St, Heidenheim; O St, Maua; F N, Heidelberg; 15 vom Pfarramt Meseberg; 12,50 gesammelt in Kriegsandacht in Werdohl; je 12 von dem Lehrerkollegium der 2. Knaben-Mittelschule in Neumünster; von der Kirchengemeinde Fahrnau; je 10 von J D, Marburg; F, Kl. Kayna; O B, Pr. Stargard; H, Altenweddingen; je 5 von H M, Ballenstedt; W E, Hamburg; 3 von B, Berlitt.

Für das Hilfswerk Pfarrer D. Zöcklers in Galizien: 25 Mk. von H S, Niederweisel; 10 von B, PrStargard.

Für Bücher an Gefangene in England: 5 Mk. von B, PrStargard.

Wir bitten herzlich um weitere Gaben! D H

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona/E. Montag 13. November 4 Uhr im Kaiserhof: Anna Schellenberg, Mutter und Volk. Frau Emma Petersen.

Chemnitz. Bund für Gegenwartschristentum. Mitgliederversammlung Mittwoch 15. November 8 Uhr Deutscher Kaiser: Der Gottsucher in der modernen Literatur. Fräulein Oberlehrerin Lieske.

Chemnitz. Bund für Gegenwartschristentum. Oeffentliche Versammlung Montag 27. November 8 Uhr Carola-Hotel: Die Bevölkerungsfrage. Prof. Dr. med. Clemens-Chemnitz.

Dessau. (Freunde ev. Freiheit) Mittwoch 15. November abends 1/4 9 Uhr in der Askania: Religiöse Beeinflussung der schulentlassenen Jugend. Pfarrer Werner-Dessau.

Görlitz. Montag 20. November 8 Uhr in der Krone am Obermarkt: Die Erneuerung des Christentums durch das geschichtliche Bild Jesu. Professor Weinel-Jena.

Halle. Freitag 10. November 8 1/4 Uhr im St. Nikolaus: Unsere Stellung zu Jesus. Prof. Bithorn-Merseburg.

Magdeburg. Montag 13. November 4 Uhr Hasselbachst. 1 (Stadtmission): Die Lage des deutschen Protestantismus vor hundert Jahren und heute. Lic. Mulert-Berlin.

Nordhausen. Freitag 3. November 8 1/4 Uhr im Vereinshaus: Wie schaffen wir eine Volkskirche? Pfarrer v. Broecker-Halle.

Versammlungskalender

7.-9. November	Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden Halle
16. 17. "	Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt Berlin

PFARRSTELLEN-BESETZUNG

Infolge Wahl des bisherigen Inhabers in ein anderes Amt ist an der unter unserem Patronat stehenden ST. GOTTHARDTKIRCHE die STELLE DES DIAKONS neu zu besetzen.

Die Stelle gehört zur Klasse I des § 2 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 26. Mai 1909. Der Stelleninhaber hat freie Dienstwohnung nebst Garten. Bisher sind auch persönliche Zulagen gewährt worden.

Meldungen mit Zeugnissen unter Anschluß des Lebenslaufs sind bis spätestens 20. November d. J. bei uns einzureichen.

BRANDENBURG a. Havel, den 19. Oktober 1916

DER MAGISTRAT
SCHLEUSENER

Hauslehrerin nicht über 25 Jahre alt mit Befähigung zum Unterricht für Lyceum oder Reifezeugnis eines Oberlyceums gesucht aufs Land für mehrere Jahre. Vorbereitung von zwei 6 jährigen Knaben auf höhere Schulen. Kenntnis des Lateinischen erwünscht, aber nicht unerläßlich. Freie Station und 100 ℳ monatlich. Bewerbungen mit Zeugnissen, Lebenslauf und Photographie an **Frau Hertha Bretschneider** geb. Edle von Querfurth, **Wolfsgrün** im sächs. Erzgebirge.

Postdirektorwitwe, in einem Ostseebad, sucht ein Kind (Mädchen oder Knabe) oder junges Mädchen in treue, sorgfältige Obhut und gemütvolle Familienpension zu nehmen. Höhere Schulen am Ort. Vorzügliches Klima. Auskunft erteilt Prof. **Rade, Marburg** und Pastor **v. Broecker, Halle a. S.**

Lebensberuf

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein bildet ernstgesinnte, evangelische **Töchter gebild. Stände** im Alter von 20—30 J. unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in Kranken-, Gemeinde- u. Wohlfahrtspflege aus. Gepr. Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen wird ev. ½ Jahr der Ausbildung erlassen. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Invaliditäts- und Alterspension. Aufnahme 1. April und 1. Oktober. Anfragen mit Rückporto an Schwester

Carmen Beyreis, Köln-Lindental, Klosterstraße 63.

Weimarer Luther-Ausgabe
bisher erschienene Bände nebst Subskriptionsrecht billig zu verkaufen durch P. LILLGE, BRESLAU X, Elbingstr. 1 II.

Für Kriegsbetstunden

bietet reichen Stoff:

Friede sei mit euch!
Erbauungsstunden in schwerer Zeit von Hermann Schmökel.
Im ganzen 13 Andachten.
Preis **80 Pf.**
Stiftungsverlag - Potsdam

Schiele die Religion Orbde. kaum benutztes Ex. statt 145 ℳ / 100 ℳ Best. u. **LS 2108** an **Rudolf Mosse, Leipzig.** Versend. geg. Nachn.

Die siegende Macht des Gebets

Predigt
am 17. Sonntag n. Trin. 1916
gehalten von
D. Friedrich Lahusen
10 Pf.
Martin Warneck Verlag Berlin W 9

Man schicke ins Feld:

Altmutter

Bauerndrama aus der Zeit des großen Krieges in vier Aufzügen
von Fritz Philippi

46 Seiten 90 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Einsendung von 95 Pfg. (Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 9807) direkt vom Verlag.

Christenglaube in Krieg und Frieden

1. Im Krieg
Von
Martin Rade

Kriegs-Andachten der Christlichen Welt. Preis 1.30 Mk.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Voreinsendung von 1.50 Mk. (Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 9807) direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Soeben erschien eine Sammlung der

im Hauptquartier Ob.-Ost und vor Generalfeldmarschall von Hindenburg gehaltenen Feldpredigten

Kriegesnot und Gottesnähe

von **Dr. Ludwig Wessel**
Kaiserl. Gouvernementspfarrer, Pfarrer an St. Nikolai in Berlin
4. Tausend. Hübsch kart. M. 1.20.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W 9

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Das Seekriegsrecht

in gemeinverständlichen Vorträgen
von
Dr. **Reinhard Frank**
Professor der Rechte in München

1916. M. 1.80, gebunden M. 2.60.

Aus einer Besprechung:

„. . . . Der Verfasser behandelt diese Fragen mit einer Klarheit und Sicherheit, wie sie nur dem eigen sind, der den Stoff von Grund aus beherrscht. Dabei zeichnet er überall in kurzen Strichen ihren geschichtlichen Hintergrund und weiß sie an vielen Fällen fesselnd mit den Ereignissen der neuesten Zeit zu verknüpfen."

Leipziger Zeitschrift für deutsches Recht

Geh.-Rat D. Dr. **Conrads Kriegsbücher**

in neuen Auflagen:

Ein feste Burg ist unser Gott! Für unser kämpfendes Heer. Eine Million. 70. Tausend. 15 Pf., von 50 Exempl. an 10 Pf.

Herr mach uns frei! Für unsere verwundeten Krieger. 46. Tausend. 15 Pf., v. 50 Expl. an 10 Pf.

Das Reich muß uns doch bleiben! Unserem kämpfenden Heer gewidmet. 200. Tausend. 15 Pf., von 50 Exempl. an 10 Pf.

Das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen! Den Gefallenen zur Erinnerung, den Trauernden zum Trost. 45. Tausend. 10 Pf., 50 Exempl. M. 4,50, 100 Exempl. M. 8,—.

Neu! **Halte, was du hast!** Kriegsandachten. Preis kart. 50 Pf.

Kelch des Heils. Kriegsandachten. 20. Tausend. 40 Pf.

Festhalten bis ans Ende. Kriegsandachten. 13. Tausend. 40 Pf.

Diese trefflichen Büchlein, die im Felde und in der Heimat vielen zum Segen wurden, seien auch ferner zu weiterer Verbreitung herzlich empfohlen.

Martin Warneck, Verlag, Berlin W 9

Altt. Texte 17.-20. S. n. Trin.
Das **Oktober-Heft** der

Pastoralblätter

für Predigt, Seelsorge und kirchliche Unterweisung,
hrsg. von Pfr. Lic. A. Neuberg,
ist soeben erschienen.

Probeh. kostenfr., Semester 4,25.
Verlag von
C. Ludwig Ungelenk, Leipzig

Ausnahme-Angebot!

	ℳ
100 Bog. Leinen-Herren-Post m. Monogramm	1,50
500 Bog. Consum-Billet	2,—
100 Stck. Leinenkartenbrf.	1,80
500 Bog. Konzeptpapier	5,50
500 Dienstbriefumschläge	3,75
100 Billetkarten	0,45
1000 Feldpostkarten	3,50

J. LISSNER, BRESLAU
Nikolaistraße 27
Preisl. u. Muster gratis u. franko

TÖCHTERHEIM AMERSBACH-PHILIPPE

HAUS TANNENBERG HEIDELBERG HAUSACKERWEG 22
(früher **Michelstadt i. O.**)
Eigenes Haus nahe dem Walde in staubfreier Lage

1. Aufnahme junger Mädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen und hauswirtschaftlichen Fächern nach dem Plan der Frauenschule.
2. Aufnahme schulpflichtiger Kinder vom 6. Jahre ab in die dem Töchterheim angegliederte Kinderabteilung.

Satzungen über Eintrittsbedingungen und Erziehungsgrundsätze durch die Vorsteherinnen **Chr. Amersbach** und **A. Philippe.**

Deutsche Worte — Deutsche Lieder

Stimmungsvolle Beilage zu **Weihnachts**-Liebesgaben für unsre Soldaten
6 Einzelheftchen je 5 Pf., 100 St. gemischt 2,80 Mk., Sammelhefte 25 Pf., 24 St. 4,30 Mk., 100 St. (10 Pfd.) 14,50 Mk. postfrei geg. Kasse od. Nachnahme.
Diese Selbstkostenpreise lassen keinen Buchhändlerrabatt zu.
Postscheckkonto 7929 Frankfurt (Main) **Druckerei Bauer in Marburg**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage ein Prospekt der A. Deichertschen Verlagsbuchhandlung Werner Scholl in Leipzig (Empfehlenswerte Werke für den Beginn des Kirchenjahres)